



# Der neue Antisemitismus

Grosser Exodus: Die Juden fliehen aus Europa.

Löbliche Ausnahme: Die Schweiz. *Von Pierre Heumann und Jürg Altwegg*

## Frauen, Maul halten!

Mary Beard über die ewige Macht der Männer. *Von Urs Gehriger*

## Hitler wollte die Schweiz gar nicht angreifen

Wie gefährdet war die Eidgenossenschaft im Zweiten Weltkrieg wirklich?

*Von Hanspeter Born*

4 194407 006904 15



# BREITLING 1884



AIR

LAND

NAVITIMER 1

SEA



**NAVITIMER 1 B01 CHRONOGRAPH 46**  
MANUFACTURE CALIBER B01  
CHRONOMETER-CERTIFIED

BREITLING BOUTIQUE  
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT  
ZURICH



Gewalt gegen Juden. In Europa häufen sich die Fälle. In Paris wird eine wehrlose jüdische Grossmutter in ihrer Wohnung erstochen. In Schweden werden Synagogen angegriffen. In Deutschland ist «Jude» wieder ein Schimpfwort. Mit dem Verblässen der Erinnerung an den Holocaust flammt der Hass auf Juden neu auf, so das Fazit jüdischer Organisationen. Rund 20 000 Juden haben seit 2015 Westeuropa in Richtung Israel verlassen – die grösste Zahl seit siebzig Jahren. Zwei Gruppen gelten als Treiber des Antisemitismus: Jungen aus muslimischen Zuwandererfamilien und Kreise der sozialistischen Linke. Löbliche Ausnahme ist die Schweiz. Professor Jacques Picard, früherer Leiter des Instituts für Jüdische Studien an der Universität Basel, erklärt die Gründe für den Schweizer Sonderfall. **Seite 16–20**

Die Komiker in der Schweiz erleben einen Ansturm wie selten. Die Vorstellungen des Cabaret-Duos Divertimento sind Monate im Voraus ausverkauft, ebenso jene der ehemaligen Fernsehkomiker Viktor Giacobbo und Mike Müller, die eben ein neues Stück auf die Bühne gebracht haben. Viele Kabarettisten und Comedians spielen in vollen Sälen. Die Leute haben ein starkes Bedürfnis nach Heiterkeit – und sind bereit, viel Geld dafür auszugeben. Vielleicht liegt dies daran, dass der Humor aus dem normalen Alltag zunehmend verdrängt wird. Wer erzählt eigentlich noch Witze? Worüber darf man überhaupt noch lachen? **Seite 22**

Nächste Woche soll in Genf der Mordprozess gegen Erwin Sperisen wiederholt werden. Wegen einer Reihe gravierender Mängel und Rechtsverletzungen ordnete das Bundesgericht im letzten Sommer die Freilassung des ehemaligen Polizeichefs von Guatemala nach fünf Jahren Untersuchungshaft und eine Neuauflage des Prozesses an. Wie die *Weltwoche* aufgedeckt hatte, wurden zahlreiche Widersprüche und entlastende Momente von der Genfer Justiz ignoriert. Die Staatsanwälte und Richter weigerten sich, insgesamt achtzehn Zeugen der Verteidigung auch nur anzuhören, deren Aussagen nicht zu ihrer Komplottheorie passten. Einer dieser Zeugen war Oscar Berger, der damalige Staatspräsident von Guatemala, der sehr nahe am Geschehen dran war. In einem Exklusiv-Interview mit der *Weltwoche* macht Berger öffentlich, was die Genfer Richter nicht von ihm hören wollen. **Seite 40**

Schweizer Militärhistoriker sind sich einig, dass Hitler im Schicksalsjahr 1940 ernsthaft eine Invasion der Schweiz beabsichtigte und deshalb Angriffspläne ausarbeiten liess. Bundesrat und General wussten nichts von diesen streng geheimen, zwischen dem 25. Juni und



**Kein Interesse an einem neuen Brandherd: Hitler.**

dem 17. Oktober 1940 verfassten Vortragsskizzen oder Operationsplänen. Als nach dem deutsch-französischen Waffenstillstand General Guisan sein neues, als «Réduit» bekanntgewordenes Verteidigungsdispositiv ausarbeitete, glaubte er nicht an eine unmittelbare Gefahr. In einer Notiz an den Bundesrat vom 12. Juli schrieb er, dass «Deutschland und Italien, solange sie nicht mit dem englischen Widerstand fertig geworden sind, kein Interesse haben, einen neuen Konflikt zu provozieren». Hitler hatte tatsächlich kein Interesse an einem neuen Brandherd im Herzen des Kontinents, der unnötige Ablenkung von der geplanten Invasion Englands bedeutet hätte. Die deutschen Generalstabsdokumente zu einer möglichen Invasion der Schweiz waren also reine Schubladenpläne, die bald in den Aktenschränken verschwanden. Hanspeter Born vertritt diese umstrittene These auf **Seite 54**.

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes  
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich  
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Chris von Rohr, Peter Ruch,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli,  
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Arr-Director*),  
Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Corina Mühle (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'354'000.-, Bezug ab Winter 2017/18  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis Miete 4'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis ab 1'740'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 1'500'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 934'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies-glattbrugg.ch](http://www.glattwies-glattbrugg.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.**

**MINERGIE**  
Member

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ**  
**svit**  
ZÜRICH

**Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:**

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand April 2018



# Viktor Orbán

Segen für Europa.  
Von Roger Köppel

Sie können es noch immer nicht fassen. Die Medien schmolten, zürnen, sind voller Gift. Ungarns Premier Viktor Orbán wurde glanzvoll wiedergewählt. Rund 70 Prozent der Stimmberechtigten gingen an die Urne, ein Rekord. Orbáns Sieg fiel deutlicher aus als erwartet, als befürchtet. Erdbeben. Und ein einwandfreier demokratischer Entscheid.

Was machen Journalisten, wenn sie merken, dass ihre Warnungen, ihre Belehrungen, ihre hochmütigen Verleumdungen gegen den «Diktator», den «Herrscher», den «Rechtspopulisten» ins Leere laufen?

Sie legen nach.

Wer die Presse sichtet, kommt zum Schluss: Ungarn ist das neue Herz der Finsternis, Führerhauptquartier des Neo-Faschismus in Europa. Orbán «marschiert», wie einst Hitlers Nazis in Berlin marschierten. Die Demokratie in Ungarn, wenn es sie denn je gegeben hat, steht kurz vor dem Kollaps. Angeblich.

Michael Ignatieff, einst Spitzenpolitiker in Kanada, hochangesehener Journalist, jetzt Rektor der Central European University in Budapest, sieht die Wahl Orbáns als Absage an die Demokratie. Jetzt werde sich Ungarn «mit Putin verbünden und den aufsteigenden Autokraten des 21. Jahrhunderts».

So viel Überheblichkeit erstaunt. Die *Süddeutsche Zeitung* weiss, dass Orbán nur dank «Gehirnwäsche» seiner Wähler und dank «Hirngespinsten» siegte. Der gleiche Kommentator schreibt im Zürcher *Tages-Anzeiger*, Ungarn sei jetzt eine «kleptokratische Autokratie» in einem «Paralleluniversum» aus – ja, was wohl? – «xenophoben Hirngespinsten».

Überall blubbert die gleiche Meinungssauce. Das deutsche Fernsehen spricht von einem «unfairen Wahlsystem», von «Desinformation» und «demokratiefeindlicher Politik». Im Schweizer Rundfunk deutet der Berichterstatte, Orbán habe mit «Verschwörungstheorien» die Macht erobert. Armes, dummes Ungarn.

Bei so viel diagnostischer Tiefenschärfe fragt man sich: Warum haben sie die Leute überhaupt wählen lassen? Wer so leicht hereinfällt auf «Hirngespinnste» und «Desinformation», kann nicht die demokratische Reife haben, die es braucht. Die journalistischen Orbán-Versteher haben sie, klar, in rauen Mengen.

Wenn es stimmte, was die Zeitungen schreiben, hätte in ihrer barocken Gnadenlosigkeit am Ende die *Süddeutsche* recht: Europa sei «nicht dazu verdammt», der Wahl Orbáns «tatenlos zuzusehen». Das strammdeutsche Qualitätsblatt fordert «Gegenwehr».

Marschieren die Deutschen bald wieder in Budapest ein? Muss die Bundeswehr den Ungarn abermals die richtige, die deutsche Gesinnung einprügeln? Der EU und ihren schreibenden Verbündeten wäre es noch zuzutrauen. Alle schwafeln von Demokratie, aber nur die wenigsten scheinen zu wissen, was das ist.

Zu Präzisierung: Demokratie heisst nicht, dass am Ende immer das herauskommt, was ich mir vorher gewünscht habe. Demokratie ist, wenn Volksentscheide gelten. Und zu akzeptieren sind.

Orbán ist kein Nazi. Er ist auch kein Rechts-extremer. Es ist eine Frechheit, so etwas zu behaupten. Und es ist eine Beleidigung der Ungarn, ihnen zu unterstellen, sie hätten etwas übrig für autoritäre Systeme.

Ausgerechnet die Ungarn! Jahrzehntelang litten sie unter richtigen Diktaturen, nicht unter den journalistisch fabrizierten, eingebildeten. Zuerst trampelten die deutschen Nazis. Dann kamen mit Panzern die russischen Kommunisten angerollt.

Wer den Ungarn autoritäre Neigungen, eine Unterwerfungssehnsucht andichtet, hat von ihrer Geschichte nichts verstanden.

Warum wählen die Ungarn Orbán? Vielleicht deshalb, weil Orbán gegen Diktatoren kämpfte. Oder weil er sich heute den Möchtegern-diktatoren in Brüssel und anderswo entgegenstellt. Orbán hält dagegen. Er hat Mut. Orbán ist Ungarns Diktatorenschreck.

Orbán kommt nicht von Rechtsausen. Er kommt aus der Mitte des christdemokratischen Europa mit seinen Leitfiguren Adenauer, Kohl und de Gaulle. Europäischer geht es fast nicht mehr. Korrekt. Orbán trennte sich von Ungarns Liberalen. Warum? Weil diese Liberalen, ähnlich wie in der Schweiz, unzuverlässig oft nach links abschwanken.

Orbán ist ein liberalkonservativer Demokrat, ein Patriot und Freiheitskämpfer, Protestant, ein ungarischer Reagan, ohne Hollywood.

«Hallo, Diktator», begrüßte ihn nur halb im Scherz einst EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker anlässlich eines Staatsbesuchs. Noch heute wird der Dummsatz als zustimmungsfähiges Bonmot in den Medien zitiert.

Was für ein Unsinn. Juncker, nicht Orbán hat ein Demokratieproblem. Orbán wurde in freien Wahlen mehrmals vom Volk bestätigt. Funk-



Lebenslügen der EU: Viktor Orbán.

tionär Juncker wurde am Volk vorbei hinter den Kulissen von anderen Funktionären ernannt – ähnlich demokratisch wie in China.

Seine westlichen Kritiker mäkeln, Orbán habe die letzte Wahl nur dank einem ungerechten System gewonnen, weil die Parlamentssitze nicht nach dem Proporz-, sondern nach dem Majorzmodell vergeben werden.

Auch dieser Befund ist so falsch wie unehrlich. Staaten wie Grossbritannien oder die USA haben das gleiche Verfahren, ohne dass die Orbán-Skeptiker auf die Barrikaden steigen. Orbáns 49 Prozent bei 70 Prozent Wahlbeteiligung sind ein bombensicheres demokratisches Mandat.

Die Frage also ist nicht: Ist Ungarn noch eine Demokratie? Natürlich ist Ungarn eine Demokratie. Die Frage lautet: Wie viel Demokratie steckt eigentlich noch in der EU? Und wie viel Demokratie ist in der EU überhaupt noch erlaubt? Nicht viel.

Orbán ist ein Segen für Europa, weil er die Lebenslügen und Irrtümer der EU aufdeckt. Weil er sich nicht alles bieten lässt.

Die Medien und die Funktionäre in Brüssel hassen Orbán, weil sie wissen, dass er recht hat. Ihre EU ist eher Oligarchie als Demokratie. Die Einsicht schmerzt.

In der Schweiz schauen wir aufmerksam über die Grenzen. Wir wollen nicht Mitglied eines Vereins werden, der seine Mitglieder so behandelt. Wir glauben auch nicht, dass Institutionen überleben, wenn sie auf Arroganz beruhen und auf der Verachtung des Wählers.

Die Politiker in Bern, die immer noch den institutionellen Anschluss an die EU suchen, sollten sich beeilen. Bald könnte es keine EU mehr geben, mit der die Schweiz ein institutionelles Rahmenabkommen schliessen kann.

Gelenkprobleme soll man nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

PYRAMIDE KLINIK AM SEE



*Anti-Mafia-Ikone:* Roberto Saviano. Seite 50



*Diana 2.0:* Meghan Markle. Seite 24



«Ich hielt die Schweiz für ein bewundernswert geordnetes Land.»

*Oscar Berger (r.), Erwin Sperisen:* Seite 40

## Titelgeschichte

- 16 **Der grosse Exodus** Wiedergeburt des Antisemitismus in Europa
- 18 **Der Judenfeind wohnt nebenan** Frankreichs Antisemitismus von links
- 20 **Ausnahme Schweiz** Kein Nährboden für antisemitische Exzesse

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Bedingungslos
- 10 **Israel** Zynisches Kalkül
- 10 **Freisinn** Erfolg auf leisen Sohlen
- 12 **Kopf der Woche** Viktor Orbán: Der Mann, den das Schicksal rief
- 22 **Essay der Woche** Stirbt der Humor aus?
- 26 **Mörgeli** Grösstmöglicher Prämienheuchler
- 26 **Bodenmann** Demo in Crans-Montana
- 27 **Medien** Neues vom Qualitätsjournalismus
- 27 **Die Deutschen** Tumor

## Inland

- 28 **Stalin-Allee am Zürichberg** Der Masterplan Hochschulgebiet
- 30 **Bekim Alimi** Die Stadt Wil bürgert den umstrittenen Imam ein
- 31 **Saïda Keller-Messahli** Die Kennerin der Islamistszene warnt vor Alimi
- 32 **Radovan Vitek** Crans-Montanas scheuer König
- 34 **Eritrea: Wende ohne Ende** Sommarugas Migrationspolitik

## Interview

- 40 **Oscar Berger** Der ehemalige Staatspräsident von Guatemala sagt, was die Genfer Justiz nicht hören will

## Ausland

- 42 **Skripal-Affäre** Vieles spricht für kriminelle Hintergründe
- 43 **Umfrage** Zweifel an Moskaus Schuld
- 44 **Inside Washington** Comeys Krieg
- 45 **Brief aus Berlin** Horst Seehofer: Hofhund oder Prometheus?
- 48 **London** Mary Wakefield über die Hauptstadt der Kriminalität

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **Rüstungsbranche** Kampf um gleich lange Spiesse
- 37 **Ruag-Gruppe** Angeschlagener Ruf
- 38 **Zeno Staub** Vontobels diskreter Weltgeist
- 46 **Facebook-Skandal** Dramatische Auswirkungen auf die Werbebranche
- 47 **Facebook-User** klagen zurück Richtungweisendes Gerichtsurteil
- 54 **«Operation Tannenbaum»** Hitler wollte die Schweiz gar nicht angreifen
- 66 **Mysterien der Weltgeschichte** Bellen für den Sieg

## Kultur & Gesellschaft

- 24 **Meghan Markle** Amerikanischer Traum
- 50 **Roberto Saviano** Bestsellerautor und Mafiagegner unter Beschuss
- 52 **Ikone der Woche** Insta-Cats
- 60 **Mary Beard** Neue Wortführerin des Feminismus

- 62 **Eminem** Was ist aus dem erfolgreichen Rapper geworden?
- 63 **Fan** Warum Eminem der Grösste ist
- 72 **Frauen, die die Welt bewegen** Jeanne d'Arc

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Joschka Fischer
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Isao Takahata
- 64 **Die Bibel** Wie Neugeborene
- 64 **Kino** «The Death of Stalin»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Jazz** Norma Winstone
- 67 **Fragen Sie Dr. M.**
- 67 **Gewinner der Woche** Santhera Pharmaceuticals
- 68 **Thiel** Verkehrs-Tao
- 68 **Namen** Hohe Latte für Missen
- 68 **Fast verliebt** Rechthaberin
- 69 **Unten durch** Vox populi
- 70 **Wein** Garnacha Superstar
- 70 **Salz & Pfeffer** «Noma», Kopenhagen
- 71 **Auto** Kia Stonic 1.0 T-GDI
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**



## WEIL JEDER MONAT ANDERS IST.

**Für Ihr Sommerhobby braucht es eigentlich einen Kombi, Sie fahren sonst aber lieber Sportwagen? Kein Problem: Hertz MiniLease bietet Ihnen dank Langzeitmieten ab einem Monat immer genau das Auto, das am ehesten Ihrem aktuellen Bedarf entspricht.**

Der Besitz eines Autos ist ein kostspieliges und ziemlich unflexibles Vergnügen. Zum Kaufpreis oder der monatlichen Leasingrate kommen noch die Unterhaltskosten wie die Versicherung, die Strassenverkehrssteuer sowie Service und Reparaturen dazu. Wenn der fahrbare Untersatz doch wenigstens alle Ansprüche erfüllen und möglichst regelmässig genutzt werden könnte. Aber oft bräuchte man für eine bestimmte Periode ein anderes Auto als das eigene. Zum Beispiel einen Kombi, um mit diesem im Winter regelmässig in die Berge zu fahren und dort dem Wintersport zu fröhnen. Im Sommer wäre dann ein Cabrio wieder viel willkommener.

Der Autovermieter Hertz hat dieses Problem erkannt und deshalb das Mietangebot Hertz MiniLease ins Leben gerufen. Hier kann ab einer Mietdauer von einem Monat bedarfsgerecht ein Auto aus der umfangreichen Flotte mit mehr als 125 Modellen von 25 verschiedenen Marken ausgewählt werden – bei Nichtmehrgebrauch wird es einfach zurückgebracht oder auf Wunsch gegen ein anderes Modell getauscht. Etwa den Kombi gegen ein Cabrio oder den Allradler gegen einen Sportwagen.

### ALLES INKLUSIVE

In den attraktiven Mietraten von Hertz MiniLease sind sämtliche Unterhaltskosten abgedeckt. Dazu zählen nicht nur die Versicherung, die Strassenverkehrssteuer und die Wartung, sondern auch eine jahreszeitgerechte Bereifung und die Autobahnvignette. Einzig der Treibstoff wird direkt durch die Mieterin oder den Mieter bezahlt. Den «All-Inclusive-Gedanken» untermauert auch die Tatsache, dass je nach Modell bis zu 4000 Freikilometer inbegriffen sind. Um Themen wie Wartungsintervalle, Verschleiss oder Wertverlust muss man sich also keine Sorgen machen. Einfach fahren und geniessen.

Stichwort Genuss: Hertz MiniLease hat auch ganz hedonistische Vorzüge. Das Leben ist viel zu kurz, um immer nur das gleiche Auto zu fahren. Lieber sollte man sich dann und wann etwas Spezielles gönnen – am besten jeden Monat wieder aufs Neue. Weil das Autofahren vor allem in der Freizeit mit wechselnden Autos noch viel mehr Spass macht, nennt Hertz das MiniLease-Angebot für Private auch passend «MiniLease Leisure». Für Unternehmenskunden dürften die pragmatischen MiniLease-Benefits mehr im Vordergrund stehen, trotzdem haben natürlich auch sie über «MiniLease Business» den eingeschränkten Zugang zur kompletten Hertz-Flotte, die vom SUV über die Luxuslimousine bis hin zum packfreudigen Nutzfahrzeug keine Wünsche offen lässt.

**HERTZMINILEASE.CH**



# NEU Auf dem wildromantischen Mekong ins Goldene Dreieck

mit RV Mekong Pearl ❄️❄️❄️



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**bis Fr. 1000.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## Vientiane–Luang Prabang–Goldenes Dreieck–Chiang Rai

**15 Tage ab Fr. 4690.-** (Rabatt Fr. 1000.- abgezogen, 25.09., 2-Bettkabine Classic HD, inkl. VP und Flug)

**1. Tag Zürich–Bangkok** Flug via Bangkok nach Vientiane. **2. Tag Bangkok–Vientiane** Ankunft in Vientiane, Transfer zum Hotel. Mittagessen in lokalem Restaurant. Besichtigung des Buddha-Parks. Hotelübernachtung. **3. Tag Vientiane** Transfer zum Schiff, Einschiffung. Besichtigung mit Nationalheiligtum That Luang und Patuxai Denkmal. Gegen Abend «Leinen los». Willkommens-Dinner. **4. Tag Auf dem Mekong** Schifffahrt. **5. Tag Auf dem Mekong** Besuch eines Minoritäten-Dorfes der Tiefland-Laoten. **6. Tag Wilde Mekong-Landschaften** Einzigartiges Naturschauspiel der vorüberziehenden Landschaft. **7. Tag Wilde Mekong-Landschaften** Passage des Xanyaburi-Wasserkraftwerks. Besuch eines kleinen Dorfs. **8. Tag Wasserfälle Kuang Si** Ausflug zu den eindrucksvollen Wasserfällen. In der alten Königsstadt Luang Prabang erreichen atemberaubender Ausblick vom Stadtberg Phou Si. Abends Spaziergang entlang der Mekong-Promenade oder Besuch des Nachtmärkts. **9. Tag Luang Prabang** Tagesausflug durch die Altstadt (UNESCO-Weltkulturerbe). **10. Tag Pak Ou Höhlen** Am frühen Morgen erleben Sie das traditionelle Almosensammeln der Mönche. Lohnenswert ist anschliessend ein Marktbesuch. Weiterfahrt gen Norden. Besuch eines Dorfes mit traditionellen Schnapsbrennereien. Kurze Dschungelwanderung. Besichtigung der berühmten Pak Ou Höhlen mit Tausenden Buddha-Statuen. Über Nacht

liegt das Schiff an einer wunderschönen Sandbank.

**11. Tag Auf dem Mekong** Unvergleichliche Flussfahrt. Mit etwas Glück sehen Sie Elefanten beim Holztransport. **12. Tag Auf dem Mekong** Geniessen Sie die beeindruckende Flusslandschaft. Fahrt mit Kleinbooten auf dem Namtha-Fluss. Besuch abgelegener Dörfer **13. Tag Goldenes Dreieck–Chiang Rai** Schifffahrt zur thailändischen Grenze. Ausschiffung. Ausflug zum Goldenen Dreieck bei Chiang Saen. Sie besichtigen den Goldenen Buddha von Sop Ruak und das multimediale Museum Hall of Opium. Transfer nach Chiang Rai. Freie Zeit. Hotelübernachtung. **14. Tag Chiang Rai–Bangkok** Zeit zur freien Verfügung, Check-out und Mittagessen. Ausflug zum Akha Bergvolk und weiter nach Mae Sai, einer Stadt an der Grenze zu Burma und nördlichster Punkt von Thailand. Besuch des lokalen Marktes. Transfer zum Flughafen in Chiang Rai. u Flug nach Bangkok. **15. Tag Bangkok–Zürich** Abflug kurz nach Mitternacht. Ankunft in Zürich am frühen Morgen. Ind. Heimreise.

### Reisedaten 2018/19 Es het solangs het Rabatt

25.09.–09.10.18	1000	15.01.–29.01.19*	500
06.11.–20.11.18*	500	05.02.–19.02.19	600
25.12.–08.01.19	500	26.02.–12.03.19	700

\* nur noch wenige Kabinen verfügbar

Suite Haupt- und Oberdeck (ca. 20 m<sup>2</sup>)



Kuang Si Wasserfall, Luang Prabang



- Laos – Land der Millionen Elefanten
- UNESCO-Weltkulturerbe Luang Prabang
- Stilvolles Boutique-Schiff

### RV Mekong Pearl\*\*\*\* – by Thurgau Travel

Boutique-Schiff (Baujahr 2017) mit Platz für 29 Gäste in 15 Kabinen. Alle in Teakholz und Mahagoni gehalten Kabinen liegen aussen, sind mit Dusche/WC, Föhn und Klimaanlage ausgestattet. Die Classic-Kabinen (ca. 12 m<sup>2</sup>) auf dem HD und die Superior-Kabinen (ca. 16 m<sup>2</sup>) verfügen über franz. Balkone. Die Deluxe-Kabinen auf dem OD (ca. 22 m<sup>2</sup>) besitzen einen kleinen Privatbalkon. Bordausstattung: Restaurant und Barbereich sowie ein separates Sonnendeck mit ausfahrbarer Überdachung und Getränke-Service. Auf dem HD kleines Spa. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Classic Hauptdeck, franz. Balkon	5690
Einzelkabine Classic Hauptdeck, franz. Balkon	5690
2-Bettkabine Superior Hauptdeck, franz. Balkon	5890
2-Bettkabine Superior Oberdeck, franz. Balkon	6490
2-Bettkabine Deluxe Oberdeck, Privatbalkon	6890
Zuschlag Alleinbenutzung Classic Hauptdeck	1390
Zuschlag Alleinbenutzung Superior Hauptdeck	1590
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	124/199

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Flug ab/bis Zürich, Hotelübernachtungen in Vientiane und Chiang Rai. Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

### Weitere Reisen ins Goldene Dreieck mit RV Champa Pandaw\*\*\*\*

Vientiane–Luang Prabang–Chiang Rai

**15 Tage ab Fr. 5490.-**

(Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Suite Hauptdeck)

### Reisedaten 2018/19 Es het solangs het Rabatt

18.11.–02.12.18	500
23.01.–06.02.19	500

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Lernidee Erlebnisreisen

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Olivia Bissoli  
Gratis-Nr. 0800 626 550

Thurgau Travel\*

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 19 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



# Bedingungslos

Von Beat Gygi — Economiesuisse denkt als Dachverband der Wirtschaft an eine ähnlich grosszügige Vergabe der EU-Kohäsionsmilliarde wie der Bundesrat. Aber was heisst eigentlich Wirtschaft?



Klaps auf den Rücken: Verbandspräsident Karrer.

Wenige Tage ist es her, dass Economiesuisse als Dachverband der Schweizer Wirtschaft dem Bundesrat mit einer Art Klaps auf den Rücken zu verstehen gegeben hat, die Regierung sei europapolitisch auf dem richtigen Weg und soll nun rasch vorwärtsgehen. Anlass für die aufmunternde Bewegung war die Ankündigung des Bundesrates, er habe die Vernehmlassung für den sogenannten Erweiterungsbeitrag an die EU eröffnet. Die erste solche Kohäsionsmilliarde war 2007 gesprochen worden. Den nun diskutierten zweiten Schweizer Beitrag von 1,3 Milliarden Franken will man wiederum zehn Jahre lang in EU-Länder vorwiegend im Osten schicken, um das Geld dort für Berufsbildung, sozialen Ausgleich, Forschungszusammenarbeit, Privatsektorförderung, Sicherheit oder Bewältigung von Migration einzusetzen.

Die Economiesuisse-Spitze mit Präsident Heinz Karrer hält diesen Entscheid des Bundesrats zeitlich und inhaltlich für richtig. Die Wirtschaft verlange aber Fortschritte bei den laufenden Verhandlungen mit der EU, und der Erweiterungsbeitrag an die EU sei in diesem Zusammenhang wichtig. Etwas lockerer ausgedrückt: Die Wirtschaft lobt die Regierung, diese sei mit dem Vorbereiten der 1,3-Milliarden-Zahlung auf gutem Weg, das rege Osteuropa wirtschaftlich an und Sorge für ein günstiges Klima

bei den bilateralen Verhandlungen zwischen der Schweiz und der EU über Stromabkommen, Marktzugang und Forschung.

Man darf sich aber nicht täuschen – es ist nicht die Wirtschaft, die zusammen mit der Regierung in Richtung Rahmenabkommen mit der EU läuft, nein, es ist Economiesuisse. Der Dachverband äussert sich zwar immer wieder im Namen der Wirtschaft, aber er vertritt lediglich einen Teil der Schweizer Unternehmen, vor allem die grösseren. In dieser Gruppe geben eher angestellte Manager den Ton an und weniger die Unternehmer, die ihr Vermögen in ihre Firma investiert haben und damit voll den wirtschaftlichen und politischen Risiken ausgesetzt sind.

Die Interessen der angestellten Manager decken sich auch nicht mit jenen der Steuerzahler und Bürger, die das Geld für die neue Kohäsionsmilliarde aufbringen müssen. Müssten sie selber dafür aufkommen, würden sie energischer auf eine Abschaffung der Kohäsionszahlungen pochen. Die Schweiz erhält als Gegenleistung dafür ja kaum etwas, allenfalls ein wenig gute Stimmung in Gesprächen mit EU-Vertretern, die dann ins Leere laufen.

## Parallel verhandeln

Wenn man schon für die üppige Zahlung ist, dann könnte man diese wenigstens an Bedingungen knüpfen, die der Schweiz etwas bringen, etwa an die Vorgabe, dass Geld nur fliesst, wenn die EU bei anderen Themen erhebliche Zugeständnisse macht. In dieser Hinsicht bleibt Economiesuisse aber zurückhaltend. Der Verband erhofft sich vom Schweizer Erweiterungsbeitrag neben einem günstigen Verhandlungsklima Fortschritte in der Anerkennung der hiesigen Finanzregulierung, etwa zur Börse – aber das wirkt energielos.

Präsident Karrer sagte kürzlich in einem Interview mit der *Basler Zeitung*, die Schweiz solle die Kohäsionszahlungen parallel zu anderen bilateralen Themen verhandeln, aber von einer Verknüpfung der Dossiers absehen. Das liegt nah bei der Meinung des Bundesrats, der sagt, der Erweiterungsbeitrag sei nicht direkt mit anderen Dossiers verknüpft, gliedere sich aber in die bilateralen Beziehungen Schweiz–EU ein. Die Argumente führen am Ende zum Eindruck, der europäische Wirtschaftsraum verdiene allein dafür, dass er als Handelspartner existiere und zur Verfügung stehe, eine Prämie, ja eine Art bedingungsloses Grundeinkommen.

# Influencer



Joschka Fischer, Alt-Politiker.

Er trug ein schlabbriges, offenes Fischgrat-Jacket, ein «sehr teures Hemd, das er «eigentlich gar nicht wollte», Jeans und, darauf fielen damals magnetisch alle Blicke, ein Paar weisse Turnschuhe, ziemlich klobige Basketballtreter, Ladenpreis 149,90 Mark. Er war ein unschuldiger, unbewusster *Influencer*, als er am 12. Dezember 1985 im hessischen Parlament die rechte Hand zum Schwur erhob als erster grüner Minister in Deutschland und Vorreiter der Politik und der Moden: Joseph Martin Fischer, ehemaliger Strassenkämpfer, Steinerwerfer, Berufsdemonstrant, der Erfinder der Business-Uniform. Ihm waren, gestand er später, die legeren Schuhe, die der Mainstream-Mann heute zu jeder Gelegenheit trägt, eher peinlich, zumal es sich, welche Ironie, um eine feindliche amerikanische Marke handelte, Nike. Zu diesem Tabubruch überredet hatte ihn die wirkungsbewusste Freundin.

Die Fortsetzung der Biografie ist bekannt. Der Aufstieg des ungarndeutschen Metzgerssohns, Ministranten, Schulversagers, Buchhändlers, Übersetzers, Taxifahrers und «Putztruppen»-Rädelsführers zum Aussenminister und Vizekanzler, der die Grünen als soliden machtbewussten Parteiverbund von Fundis und Realos einte. Turnschuhe wurden sein Schicksals-Accessoire auf seinen ewigen Tripelschritten von dick zu dünn und von seinen Rückfällen ins Schlemmen bis hin zum New York Marathon; Titel seiner Memoiren: «Mein langer Lauf zu mir selbst».

Nach seinem Abschied aus der Politik rivalisierte er mit seinem früheren Koalitionspartner und SPD-Kanzler Gerhard Schröder an der Front von Big Business. Fischer lobbyierte für Siemens, BMW, RWE und die Nabucco-Pipeline. Er residiert in einer Villa in Berlin-Grunewald, zum fünften Mal verheiratet, und fliegt häufig auf Vortragsreise (Auftrittshonorar 30 000 Euro). Die provokativen Turnschuhe von damals liegen als Fortschritts-Reliquie im Ledermuseum von Offenbach, und Joschka Fischer feiert, nun selber ganz weiss geworden, am 12. April seinen siebzigsten Geburtstag. *Peter Hartmann*

## Zynisches Kalkül

Von Pierre Heumann — Rettet die Palästinenser vor der Hamas.

Das Schweizer Aussendepartement will eine «unabhängige Untersuchung». Die Schuldigen der Eskalation an der Grenze zwischen Israel und dem Gazastreifen sollen gefunden werden. Mit dieser Forderung ist das EDA in bester Gesellschaft. Dasselbe verlangen auch Uno, EU, Deutschland usw. Alle wollen wissen, weshalb an den letzten beiden Wochenenden mindestens 29 Palästinenser getötet und mehrere hundert verletzt wurden. Und sie zeigen dabei mit dem Finger schon mal prophylaktisch auf Israel, den üblichen Verdächtigen.

Würde es sich bei der Hamas, die auf der palästinensischen Seite für die Grenze verantwortlich ist, um einen Club friedlicher Politiker handeln, denen nichts wichtiger ist als das Wohl ihrer Bürger: Israel erschiene in der Tat

Sie zeigen dabei mit dem Finger schon mal prophylaktisch auf Israel, den üblichen Verdächtigen.

in einem schiefen Licht. Doch die Hamas ist alles andere als dies. Ihr deklariertes Ziel ist es, die Grenze zu Israel zu durchbrechen und damit Hunderttausenden von Palästinensern die Rückkehr in Israels Städte zu ermöglichen, aus denen ihre Vorfahren vor siebzig Jahren flüchteten oder zur Flucht gezwungen wurden. Deshalb nennt die Hamas die Demonstrationen, mit denen sie bis Mitte Mai ihren Traum realisieren will, den «Grossen Marsch der Rückkehr.»

Dieser Marsch ist für die Teilnehmer brandgefährlich. An der Grenze steht die israelische Armee mit scharfer Munition und tut, wofür jede Armee verantwortlich ist: die Grenzen schützen.

### Gratis-Bus zum Zaun

Um Palästinenser an die Grenze zu locken, füttern die Radikalislamisten die Jugend mit flammender Propaganda und übernimmt die Kosten für die Busfahrt zum Zaun. Und sie stellen «Prämien» in Aussicht. Verletzte erhalten eine Art Rente in der Höhe von 500 Dollar, und die Hinterbliebenen der «Märtyrer» können mit 3000 Dollar rechnen, was in Gaza eine Menge Geld ist. Sogar Kinder sollen sich an dieser lebensgefährlichen Annäherung an den Zaun aktiv beteiligen. Denn mit der Zahl der Toten, lautet das zynische Kalkül der Hamas, steigt das Interesse der Medien.

## Erfolg auf leisen Sohlen

Von René Zeller — Parteipräsidentin Petra Gössi hat gut lachen. Die FDP gewinnt in den Kantonen Wahlen. Offenkundig ist nicht mehr Hektik im Trend, sondern selbstbewusste Gelassenheit.

Sie freut sich auf das nationale Wahljahr. Und sie formuliert forsche Wahlziele. «Wir wollen die SP überholen.» Petra Gössi visiert den zweiten Rang im Parteien-Ranking hinter der enteiltten SVP an. Mit einer solchen Ansage wäre die FDP-Präsidentin noch vor kurzem mit Häme überschüttet worden. Näher lag, was 2015 zwei Redaktoren des *Tages-Anzeigers* zwischen Buchdeckeln prophezeit hatten: «Eine Partei verliert ihr Land.» Der Niedergang der staatstragenden FDP sei letztlich irreparabel.

Diese These ist reparaturbedürftig, weil der Freisinn sein Verlierer-Image ruckartig abgestreift hat. Diese Entwicklung wird eher beiläufig zur Kenntnis genommen und kaum ergründet. Was gerade abläuft, ist auch nicht ohne weiteres erklärbar. Klar ist nur, dass Zahlen nicht lügen. Seit 2015 hat die FDP in kantonalen Wahlen 24 Parlamentssitze gewonnen; hinzu kommen zwei Regierungsmandate. Davon kann die Konkurrenz nur träumen.

### Personen prägen Parteien

Als die FDP-Nationalrätin Petra Gössi vor zwei Jahren als unbeschriebenes Blatt das Präsidium übernahm, galt sie nicht als Gewährsfrau für Wahlerfolge. Doch die von einer vizepräsidialen Boygroup sekundierte Gössi repräsentiert die «neue» FDP leidlich. Ihren Vorgängern Fulvio Pelli und Philipp Müller war es gelungen, den Freisinn vom Abzocker-Image zu befreien. Diesen Kurs fortzusetzen, bereitet der bodenständigen Schwyzerin keine Mühe. Sie festigt die FDP als liberale Volkspartei, die dem Gewerbe ebenso Sorge trägt wie der Hochfinanz und den Pharmamultis. Gössi mag keine ausgebuffte Strategin sein wie Pelli, keine Saftwurzel wie Philipp Müller. Aber als Frohnatur kommt sie an der Basis an. Dafür bürgen allein schon ihre ansteckenden Lachsalven.

Hält Gössi Kurs, bedeutet das zweitens, dass sich die FDP konsequent als eigenständige Kraft definiert. Auf Distanz zur vielstimmigen Mitte, unabhängig von der SVP: Hier verortet sie den «liberalen Pol». Schultergeschlüsse? Nur wenn es der FDP nützt. Am Rechts-der-Mitte-Kurs will sie nicht herumschrauben. Wieso sollte sie auch?

Erfolg hat die FDP drittens, weil sich die Partei der operativen Hektik verweigert. Ein Ideengenerator ist sie nicht. Sie setzt auf Lösungen, nicht auf Provokation. Ihre Domäne ist die seriöse Sachpolitik auf leisen Sohlen. Die Mutterpartei wollte mit einer Volksinitiative das «Bürokratiemonster» töten. Doch das Vorhaben scheiterte 2012 schon im Stadium des Unter-

schriftensammelns. Seit diesem Flop verzichtet die FDP darauf, Wahlkampfvehikel zu erfinden. Sie verfügt so über ein weiteres Alleinstellungsmerkmal. CVP und SVP buhlen mit Volksinitiativen um Wählers Gunst. Die SP-Rennleitung prüft bei jedem umstrittenen Geschäft, ob ein Referendum wahltaktisch opportun sei, um sich darauf – Stichwort Sozialdetektive – im Sumpf des Unerklärlichen zu verirren.

Viertens: Das Programm der FDP ist unspektakulär. Im wirtschaftspolitischen Kerndossier aber hat der Freisinn die Lufthoheit über den bürgerlichen Stammtischen zurückgewonnen. Kaum mehr ins Gewicht fällt, dass die FDP mitunter als willfähige Briefträgerin der Wirtschaftsverbände agiert. Die von vielen Flügeln getragene CVP ist vieles, aber kaum mehr eine verlässliche Partnerin der Wirtschaft. Zudem könnte der volkswirtschaftlich relevante Bilateralismus mit der EU eine Wanderbewegung von der SVP zurück zur FDP befeuern.

Gössis Gelassenheit entpuppt sich als Erfolgspur. Und dies, obschon die FDP kommunikativ weiterhin nicht elektrisiert. 2015 lautete ihr braves Wahlkampfesemblem: «Freiheit, Gemeinsinn und Fortschritt». Der Dreiklang, den Petra Gössi unlängst zum Wahlauftakt 2019 formuliert hat, ist plakativer: «Die FDP ist das Bollwerk gegen alle Verhinderer, Abschotter und Umverteiler.» Das tönt so, als möchte die Gründerpartei der Eidgenossenschaft ihr Land zurückerobern.



Überholspur: FDP-Chefin Gössi.



# Die neue *Weltwoche*-App: Jetzt herunterladen!

Schnellerer Download, bessere Grafik, mehr Bilder.

Die andere Sicht, ab sofort noch mobiler und überall verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:



# Der Mann, den das Schicksal rief

Von Boris Kálnoky — Nach seinem vierten Wahlsieg ist Viktor Orbán ein Platz in der ungarischen Geschichte sicher. Sein populäres Programm ist im Kern eine Politik der Emanzipation – einst von den Russen, heute von der Bevormundung durch die EU-Eliten. Nun richtet er den Blick nach Westen.



«Diese Liberalen!»: Viktor Orbán.

Nie hatte Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán ein überzeugenderes demokratisches Mandat als nach seinem Wahlsieg am Sonntag: Nicht nur gaben 48,5 Prozent der Wähler seiner Fidesz-Partei ihre Stimme, und damit eine erneute Zweidrittelmehrheit, sondern auch die Wahlbeteiligung erreichte mit 70 Prozent einen historischen Höchstwert. Bei seinem historischen Erdrutschsieg 2010 hatte Orbán zwar einen höheren Stimmenanteil erzielt als jetzt, aber nur 64 Prozent der Wähler waren an die Urnen gegangen.

So viel Bestätigung nach acht aufreibenden Jahren an der Macht ist in Europa unerhört. Trotzdem sehen die meisten westlichen

Medien es nicht als das, was es ist, als eindeutige demokratische Entscheidung der Wähler, sondern irgendwie als «Unterwerfung» des Landes durch einen autoritären Autokraten. In Wahrheit bedeutet das Wahlergebnis, dass die Wähler mit den Leistungen Orbáns an der Macht sehr zufrieden sind und mehr davon sehen wollen.

## Kontinent wacherüttelt

Sein Platz in der ungarischen Geschichte ist Orbán gewiss. Nach insgesamt zwölf Jahren an der Macht hat er Ungarn zu einem anderen Land gemacht, das nicht mehr an der Transformationskrise nach der Wende leidet, sondern

transformiert ist. Und es scheint, als könne der Regierungschef eines relativ armen Landes von weniger als zehn Millionen Einwohnern auch in die Geschichte Europas eingehen. Zumindest hat er den Kontinent aufgerüttelt wie kein anderer Politiker.

Wirtschaftlich hat er Ungarn auf die Beine gestellt, nachdem die sozialliberale Vorgängerregierung es ruiniert hatte – so sehr, dass Ungarn in der Wirtschaftskrise 2009 zum ersten EU-Land wurde, das einen EU-Notkredit brauchte. Orbán zahlte ihn vorzeitig zurück. Die Beschäftigtenrate – der tatsächlich arbeitende Anteil der arbeitsfähigen Bevölkerung – ist heute 70 statt 54 Prozent wie vor Orbáns Regierungsantritt 2010.

Die wirtschaftliche Gesundung ist für ihn mehr als das: Es ist Freiheit von äusserer Bevormundung. Seine Politik ist im Kern eine

## Der konservative Aufbruch in Europa ist entscheidend Orbán zu verdanken.

Politik der Emanzipation – einst von den Russen, jetzt aber vor allem eine Emanzipation von der Bevormundung durch westeuropäische Eliten. Weil er der Meinung ist, dass diese den Kontinent in eine verhängnisvolle Richtung drängen, weg von den eigentlichen europäischen Idealen, weg von der christlichen Kultur und dem Gedanken des Nationalstaates. Das sieht er konkret auch als eine Bewegung weg von der Demokratie, den nur im nationalstaatlichen Rahmen kann Demokratie wirklich funktionieren.

## Auf Ritter Toldis Spuren

Um dieser Bedrohung entgegenzuwirken, baute er Bündnisse auf, wirkt auf die Gesellschaften Europas ein. Der konservative Aufbruch in Europa ist entscheidend ihm zu verdanken. Und im Grunde seines Herzens sieht er sich wahrscheinlich in der Tradition des mittelalterlichen Ungarn, das den Kontinent zuerst vor den Mongolen und dann vor den Türken schützte.

«In besonders bedrängten Zeiten hat Ungarn im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Führungspersonlichkeiten hervorgebracht, die einen Weg in die Zukunft wiesen» – das sagte Ungarns Parlamentspräsident László Kövér einst diesem Reporter. «Ich glaube, dass unser Ministerpräsident Viktor Orbán eine solche



historische Führungsfigur ist.» Er nannte zum Vergleich eine Reihe ikonischer Helden aus den Kriegen gegen die Türken und die Habsburger. Nicht nur viele Ungarn, sondern auch Orbán selbst scheint es ähnlich zu sehen. Seine Lieblingsfigur in der Literatur sei Miklós Toldi, der ritterliche Held eines epischen Gedichts von János Arany. Ein sagenhaft starker Recke, der Frauen schützt, Feinde niederstreckt und des ungarischen Königs glorreichster Ritter ist – im 14. Jahrhundert.

Ob das heute nicht ein bisschen veraltet sei, so ein Heldenbild, wurde Orbán einmal gefragt. «Nein», sagte er, «wir brauchen heute wieder Toldis. Etwa, um die Frauen in den Flüchtlingslagern zu beschützen – wenn Sie wüssten, was da alles passiert...» Das war im September 2015, und Orbán hatte gerade seinen umstrittenen Grenzzaun errichtet. Umstritten natürlich nur bei jenen, die es unmoralisch fanden, Europas Grenzen vor dem Zustrom Hunderttausender Migranten zu schützen.

Orbán findet es unmoralisch, die eigene Kultur, die eigene Gesellschaft nicht zu bewahren. Die eigene, um es mit seinen Worten zu sagen, Nation.

Im Herbst 2015 besuchte er eine riesige Volkstanz-Choreografie in der Budapester Papp-László-Arena. Alle ungarischen Volkstanzgruppen, auch aus den Nachbarländern, nahmen daran teil. Orbán hatte einiges dazu beigetragen, dass das Fest stattfinden konnte.

«Diese Ensembles sind berüchtigt dafür, wie sehr sie miteinander rivalisieren», sagte er dem Reporter. Die Show hatte eine ländliche Hochzeit in Siebenbürgen zum Thema, ein Festleiter verband die verschiedenen Tanzszenen mit mehr oder minder geistvollen Sätzen. Als er an einer solchen Stelle ausrief: «Ah, Karpatenbecken, Schmelztiegel der Nationen!», da platzte es aus Orbán heraus:

«Diese Liberalen, sie sind besessen davon, dass die Nationen verschmelzen müssen.»

Orbán findet das nicht. Dass es zum Teil Fakt ist, erkennt er an: Ungarn sei eines der vermischtsten Völker Europas, sagt. Deutsche, Serben, Slowaken, alles Mögliche finde sich im Erbe des ungarischen Volkes. Auch das Christentum bestehe nicht nur aus Gläubi-

## Er findet es unmoralisch, die eigene Kultur, die eigene Gesellschaft nicht zu bewahren.

gen, sondern sei eine einzigartige Kultur, deren Werte auch in den Nichtgläubigen wirkten – etwa die grundsätzliche gegenseitige Achtung von Mann und Frau.

Aber doch sei es ein Volk, das ungarische, mit einer unverwechselbaren kulturellen Eigenart. Das mutwillig ändern zu wollen, sollte nicht Wunsch der Politik sein, sagte er. Er will tatsächlich, nicht nur als populistische Floskel, ein «ungarisches Ungarn», wenn es bewahrt werden kann, und ein «europäisches Europa». Also eines, dessen Gesellschaft nicht noch radikaler durch Einwanderung umgewälzt wird, als es ohnehin schon der Fall ist.

## Migrationsdebatte gewonnen

Man mag dazu stehen, wie man will, mit solchen Gedanken hat Orbán in Europa einen Nerv getroffen, obwohl er nur der Regierungschef eines kleinen, relativ armen Landes ist. «Wenn er doch nur den Mund halten würde!», zürnt Gerald Knaus, Leiter des Think-Tanks Europäische Stabilitätsinitiative und Vordenker des europäischen Flüchtlingsdeals mit der Türkei. Hans Stark vom Französischen Institut für internationale Beziehungen macht Orbán gar für den Aufstieg der Alternative für Deutschland (AfD) verantwortlich.

Migration und nationale Souveränität sind Orbáns Themen, und dass er sie dauernd betont, hängt nicht nur mit Wahlkampf zusammen. Er sieht sich wirklich als einen Mann, der in Europa quasi aus eigener Kraft ein Umdenken einleiten kann. Zumindest die Migrationsdebatte hat er gemäss den meisten Experten intellektuell gewonnen. Die Flüchtlingspolitik der EU mutet heute an, als wolle Brüssel Orbáns Vorstellungen aus dem Jahr 2015 umsetzen: Auffanglager ausserhalb der EU, von dort aus Umverteilung weltweit, insofern die Flüchtlinge auch jemand aufnehmen will – besser, sie kehren irgendwann in ihre Heimat zurück. Dazu echter Grenzschutz und knallharte Abschiebepaxis.

Orbán hat dank dieser Debatte Budapest erstmals seit dem Ersten Weltkrieg wieder zu einem Ort gemacht, an dem europäische Politik mitgeprägt wird. Die Flüchtlingskrise wurde ab 2015 zum Katalysator einer Politik der Emanzipation Ostmitteleuropas von der dominanten West-EU. Orbán wurde zum Wortführer der sogenannten Visegrád-Gruppe (die V4 – Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn). Er trug auch dazu bei, dass die V4 immer stärker mit den Nachbarländern kooperieren: Slowenien, Kroatien, das Baltikum, Rumänien.

Ein neues Mitteleuropa schält sich als Machtfaktor im Konzert der europäischen Politik heraus, ungefähr an der Stelle, wo einst das Habsburgerreich war. Österreich hat im «Westen» die Bedeutung dieser Entwicklung als erstes Land erkannt und auf Zusammenarbeit statt Konfrontation mit den V4 geschaltet.

Orbán hat sein Land mit starker Hand und zuweilen kruden populistischen Mitteln auf die eigenen Beine gestellt, auf der Basis konservativer Werte. Nun will er auch in Europa einen solchen Wertewandel vorantreiben. Das nächste Ziel sind die Europawahlen 2019.

**FEINS VOM DORF**

# Gelati auf coole Schweizer Art.

Glacé-Hersteller Pius Hug ist einer von mehr als 3000 lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Die Basiszutaten wie Milch, Rahm und Eier für seine Vital-Gelati stammen aus nächster Umgebung. Es gibt sie je nach Saison in 14 bis 20 gluschtigen Sorten im Volg Hauptwil (TG). Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

© swissinfo (EM170282)

Volg. Im Dorf daheim. In Hauptwil zuhause.

**Volg**  
frisch und fründlich

brandinghouse

## Personenkontrolle

**Ritter, Schneider-Ammann, Hollenstein, Orbán, Nasarbajewa, Holmes, Vincenz, Killias, Stocker, Bastos, Laeri, Mack, Tanner, Troger**

Markus Ritter, Rampensau des Bauernstands, aspiriert auf den Titel des einflussreichsten Lobbyisten der Neuzeit. Seit einigen Wochen trägt er mit dem Landwirtschaftsminister ein regelrechtes Heugabelduell aus. Während der Freisinnige **Johann Schneider-Ammann** auf neue Freihandelsabkommen mit den südamerikanischen Mercosur-Staaten drängt, will der CVP-Nationalrat den Grenzschutz für Agrarprodukte partout nicht lockern. Im Interview mit der *Nordwestschweiz* geht Ritter aufs Ganze. Die Agrarpolitik des Bundesrates sei «brandgefährlich», die Bauern wären ohne Zollschranken todgeweiht. Der Schuldige sei glasklar zu bestimmen. «An Allerheiligen, am Tag der Toten, hat Bundesrat Schneider-Ammann der Schweizer Landwirtschaft die wirtschaftliche Existenz abgesprochen. Ich glaube nicht, dass er sich dessen bewusst war. Ich bin tagtäglich bei den Bauern, und ich kenne keinen einzigen, dem die gebratene Taube in den Mund fliegt.» Das Interview lässt sich so zusammenfassen, dass Markus Ritter überzeugt ist, er wisse in Agrarfragen alles besser als alle Bundesräte zusammen. Nur etwas wäre er gar nicht gerne: Bundesrat. (rz)

**Pascal Hollenstein**, Qualitätsjournalist und Chef der NZZ-Regionalmedien, hat einen harten Wochenstart hinter sich. Weil der Ausgang der Wahlen in Ungarn bei Redaktionsschluss noch offen war, pokerte sein Zeitungsverbund auf eine Niederlage **Victor Orbáns**. Unter dem Titel «Aufstand der Orbán-Gegner» wurde den Lesern der *Luzerner Zeitung*, des *St. Galler Tagblatts*, der *Südoschweiz* sowie deren Kopfblättern eine «Überraschung» angekündigt, mit der «niemand gerechnet» habe. In Wahrheit hatte Orbán einen rauschenden Sieg errungen, wie viele Leser am nächsten Morgen wohl bereits wussten, als sie ihr Leibblatt aufschlugen. Die *Südoschweiz* entschuldigte sich in aller Form für die Ente, die *Luzerner Zeitung* und die übrigen NZZ-Regionalblätter setzten auf die Gnade des Vergessens. «Unschärfen» im Print, rechtfertigte sich Hollenstein gegenüber der Plattform *Infosperber*, seien durch die Online-Berichte «beseitigt» worden. Diskret übergang auch das Mutterblatt NZZ seine Fehlein-



*Spur nach Kasachstan*: Dariga Nasarbajewa.



*Heugabelduell*: CVP-Nationalrat Ritter.



*Hoch gepokert*: NZZ-Journalist Hollenstein.



*«Viel Business»*: Fernsehmoderatorin Laeri.



*Albtraum im Ferienparadies*: Financier Bastos.

schätzung («Orbán verpasst wohl «Supermehrerheit»»). Erfolgreich gepokert hatte hingegen die *BaZ*: «Viktor, der Sieger». (axb)

**Dariga Nasarbajewa**, kasachische Präsidententochter, ist Mitbesitzerin einer der berühmtesten Immobilien der Welt: 221B Baker Street in London, der realen Adresse des fiktiven Detektivs **Sherlock Holmes**. Offiziell gehört das 175 Millionen Franken teure Bürohaus einem undurchsichtigen Netz von Offshore-Firmen. Doch das Online-Magazin *Quartz* verfolgte die Spur nach Kasachstan – «mit Methoden, die eines Sherlock Holmes würdig gewesen wären», wie die Autoren schrieben. (ky)

**Pierin Vincenz**, Häftling, sitzt mittlerweile seit sieben Wochen in Untersuchungshaft. Derweil geht das publizistische Schattenboxen weiter. Nachdem verschiedene Zeitungen, darunter die *Weltwoche*, die unüblich lange Haftdauer thematisiert hatten, meldete sich Strafrechtsprofessor **Martin Killias** (SP) in der *NZZ am Sonntag*: «Die Untersu-

chungshaft in Wirtschaftsstrafsachen dauert immer sehr lange.» Wie dem auch sei: Für den Steuerzahler nimmt das finanzielle Risiko täglich zu. Sollte das Verfahren eingestellt werden, oder sollten Vincenz und der Mitbeschuldigte **Beat Stocker** freigesprochen werden, winken horrende Forderungen. Der Staat müsste in diesem Fall die Verteidigungskosten übernehmen sowie Vincenz und Stocker die erlittenen wirtschaftlichen Einbussen ersetzen. (fsc)

**Jean-Claude Bastos**, Finanzakrobat, lernt die dunklen Seiten des Ferienparadieses Mauritius kennen. Er hatte die Insel vor den Gestaden Madagaskars im Indischen Ozean für die Verwaltung des ihm anvertrauten angolanischen Staatsfonds auserkoren. Wie das Nachrichtenportal *Finews* berichtet, haben die Behörden dem Fonds nun die Lizenz entzogen und zudem 25 Konten im Gesamtumfang von 157 Millionen US-Dollar gesperrt. Vor wenigen Monaten war Bastos in der *Weltwoche* noch des Lobes voll für den Finanzplatz Mauritius: Man habe einen Stand-



ort gesucht «mit einem Regulator, der das nötige Verständnis hat für afrikanische Investitionen in Afrika»: «Der Regulator von Mauritius erschien uns geeignet.» (fsc).

**Patrizia Laeri**, Zahlenmensch, hat am diesjährigen Sechseläuten Grosses vor. Die am Leutschenbach tätige Fernsehmoderatorin wird erstmals die Live-Übertragung des traditionellen Zürcher Frühlingsfests moderieren. Als Wirtschaftsfrau interessiert sie sich «natürlich auch für das Geschäft mit dem Sechseläuten an sich, für Umsätze, Budgets, den Wirtschaftsfaktor dieses Festes». Im Interview

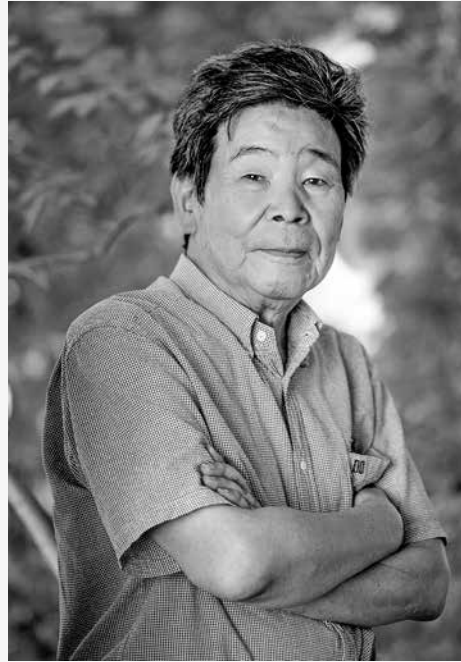
## Gut möglich, dass das gefestigte zwinglianisch-maskuline Weltbild aus den Fugen gerät.

mit dem Medienportal *Persönlich.com* verspricht sie, sie werde das wahre Geheimnis des geselligen Stelldicheins enttarnen. «Zünfte sind doch eine Art Mini-Wirtschaftsverbände. Da wird viel Business gemacht.» Nicht nur aufgrund dieser angedrohten Enthüllungen werden die Herren Zünfter am Montag nervös durch die Bahnhofstrasse trippeln. Patrizia Laeri diene den Frauen unlängst auch als Anlass zur vielbeachteten feministischen Aktion *#vorsichtklug*. Gut möglich also, dass das gefestigte zwinglianisch-maskuline Weltbild aus den Fugen gerät. (rz)

**Michael Mack**, Zauberkünstler der Unterhaltungswelt, macht den Europa-Park in Rust bei Freiburg im Breisgau, Deutschland, noch etwas schweizerischer. Neben den abwechslungsreichen Interpretationen von Schweizer Dörfern gehört auch der Steinbock Böckli praktisch zum Inventar. Neu hinzu stösst Lindt-Chef **Ernst Tanner**: Auf gesamthaft 250 Quadratmetern wird das Schweizer Traditionsunternehmen in Zukunft Schokolade verkaufen. Anlässlich der Eröffnung sagte Michael Mack: «Sowohl Lindt als auch der Europa-Park sind traditionsreiche Marken, die ihre Kunden und Gäste täglich mit den qualitativ hochwertigsten Produkten verwöhnen und unterhalten.» (fsc)

**Thomas Troger**, Vielverdiener, wird vorzeitig in den Ruhestand geschickt. Troger ist Direktor der Schweizer Paraplegiker-Stiftung und in die Schlagzeilen geraten, nachdem die *Weltwoche* enthüllt hatte, dass er über 400 000 Franken verdient, ein schöner Lohn für den Verwalter einer gemeinnützigen Institution («Fantasie-Löhne für Funktionäre», *Weltwoche* Nr. 45/17). Nun zieht der Zentralvorstand der Stiftung die Reissleine. Offen bleibt die Frage, ob der Topverdiener nach Jahren des ganz legalen Abzockens einen goldenen Fallschirm erhält. (gut)

## Nachruf



*Heidi für Japan*: Regisseur Takahata.

**Isao Takahata (1935–2018)** — Er hat wahrscheinlich mehr zur Popularisierung der Schweiz – oder seiner Version von ihr – beigetragen, als viele andere. Seine Eidgenossenschaft war freilich sehr speziell: Die Berge hatten abgerundete Kanten, damit man sich beim Betrachten womöglich nicht verletze, und ihre Bewohner blickten mit kugelrunden Augen, gross wie Untertassen, den Betrachter an.

Die wichtigste Einwohnerin dieser zuckrigen Bergwelt hiess Heidi, das Mädchen aus den Alpen. Die von dem Regisseur, Zeichner, Drehbuchautor und Pro-

duzenten Takahata geschaffene Anime-Version von Johanna Spyris Best- und Dauerseller eroberte zuerst Japan und dann die ganze Welt im Sturm. Es ist kaum zu glauben, dass die drei Staffeln mit insgesamt 52 Folgen schon 1971 entstanden, denn sie laufen ununterbrochen weiter und unterhalten mittlerweile die Enkel der ersten Generation.

### Begeisterte Touristen

Dabei waren das Heidi, der Alpöhi und der Geissenpeter nur Takahatas zweite Wahl gewesen. Zuerst hatte er eine andere europäische Romanfigur ins Auge gefasst: Pippi Langstrumpf. Daheim im Tokioter Studio war schon alles vorbereitet, es fehlte nur noch die Einwilligung der Autorin Astrid Lindgren. Takahata fuhr persönlich zu ihr nach Schweden – und holte sich einen Korb. Es ist zwar müssig, aber interessant, zu fragen, wie Johanna Spyri auf sein Ansinnen reagiert hätte.

Obwohl Takahata viele bekannte Animes verfilmte, abendfüllende Spielfilme produzierte und das erfolgreichste japanische Anime-Studio Ghibli mitgründete, wurde er Heidi nie ganz los. Immerhin erhielt er für seinen letzten Film «Die Legende der Prinzessin Kaguya» eine Oscar-Nominierung als «Best Animated Movie».

Wirklich dankbar sollten ihm die Bewohner von Maienfeld sein. Denn ihr Heidiland erfreut sich dank Takahata Jahr um Jahr eines unaufhaltsamen Stromes begeisterter japanischer Heiditouristen. *Wolfgang Koydl*



«Wie wird das Risiko von heute zur Chance von morgen?»

**Annelis Lüscher Hämmerli**  
Chief Risk Officer  
Swiss Life Asset  
Managers  
*zum längeren, selbstbestimmten Leben*



# Der neue Exodus

Von Pierre Heumann — Die Wiedergeburt der Judenfeindlichkeit in Europa ist eine Folge muslimischer Zuwanderung. Der neue Antisemitismus bewegt Tausende zur Flucht.

In Europa, das dem Hasslexikon Begriffe wie Inquisition, Ritualmord, Getto, Pogrom und Holocaust beschert hat, packen Juden wieder ihre Koffer. Aus Angst vor einem neuen Antisemitismus. In Schweden und in Grossbritannien sind es 20 Prozent der Juden, in Deutschland 25 Prozent und in Frankreich gar 50 Prozent, die bereits über eine Auswanderung nachgedacht haben. Dies fand im Sommer 2017 eine Studie der Universität Oslo heraus.

Tausende haben sich bereits entschieden. Sie sind, auf der Flucht vor der «kriminellen Leidenschaft» (Jean-Paul Sartre), nach Israel emigriert. An die 10 000 Juden haben allein im Jahre 2015 Westeuropa in Richtung Israel verlassen – die grösste Zahl seit siebenzig Jahren. In den zwei folgenden Jahren waren es nochmals 8000. Wobei das die Untergrenze der jüdischen Auswanderung bildet. Diejenigen, die nach Kanada oder in die USA auswandern, werden nicht erfasst.

Im Epizentrum des Hasses stehen derzeit Frankreichs Juden (siehe Seite 18). Aber Frankreich ist keine Ausnahme.

## Neues altes Schimpfwort

In Deutschland findet jede zweite Woche ein Angriff auf eine Synagoge statt. Im vergangenen Jahr wurden 27 Attacken auf jüdische Gotteshäuser registriert und 20 jüdische Friedhöfe geschändet, wie es in einem Bericht des Bundesinnenministeriums heisst. Antisemitismus sei in Deutschland «zu einem Alltagsphänomen geworden», schrieb Ende März die *Frankfurter Allgemeine*, und die ehemalige Präsidentin des Zentralrates der Juden, Charlotte Knobloch, stellte schon vor einem Jahr fest: «In Deutschland ist «Jude» längst wieder ein Schimpfwort.» Wie tief das Phänomen in die Gesellschaft eingedrungen ist, lässt sich im jüngsten Bericht des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus nachlesen. In zahlreichen Fällen hätten die Befragten Juden mit Geld und Macht assoziiert oder an einen «jüdischen Einfluss» in der Welt geglaubt.

In der vergangenen Woche berichtete die *Bild*-Zeitung von einem Schüler namens Liam Rückert, der wegen seiner israelischen Mutter ins Visier seiner Kollegen geraten war. Mit «Scheiss-Israeli» oder «Scheiss-Jude» mobbten sie ihn. Die «Schule an der Jungfernheide», wo 62 Prozent der Schüler einen Migrations-

hintergrund haben, sei als Problemschule bekannt, berichten deutsche Medien. Liam denke jetzt über eine Auswanderung nach Israel nach. Seine Erlebnisse sind kein Einzelfall. An «Brennpunkt-Schulen», zitiert *Bild* den Präsidenten des Deutschen Lehrerverbandes, gerate die Lage ausser Kontrolle.

Im Visier sind selbstredend nicht nur deutsche Kinder jüdischer Abstammung. So wird in Berlin zum Beispiel ein genereller Anstieg der Schulgewalt registriert. In den vergangenen fünf Jahren haben sich Gewalt und verbale Entgleisungen gegen Lehrer verdoppelt. Die

Zahl der Fälle schwerer körperlicher Gewalt an Schulen wuchs 2015/16 gegenüber dem Vorjahr um ein Viertel auf 750. Laut einer Untersuchung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (2010) gelten vor allem Jungen aus muslimischen

Zuwandererfamilien «als besonders gewalttätig», wenn man sie mit ihren Altersgenossen vergleicht. Für Kinder aus türkischen, arabischen oder nordafrikanischen Familien wurde in einer späteren Befragung ebenfalls eine Gewaltrate dokumentiert, die über dem Landesdurchschnitt liegt.

Auch in Österreich würden antisemitische Aussagen «immer mehr zur Realität», meint Oskar Deutsch, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien. Die Rede ist von einer «Enthemmung» der Täter. Dem Forum gegen Antisemitismus sind 2017 insgesamt 503 antisemitische Vorfälle gemeldet worden – fast doppelt so viele wie drei Jahre zuvor.

Der latent existierende Antisemitismus erlebt durch die Flüchtlingswelle aus muslimischen Ländern eine Renaissance. Fast ein Viertel der gefährlichsten Extremisten in Deutschland

## Antisemitische Einstellungen hängen weder von Bildung noch Einkommen oder Geschlecht ab.

seien Asylbewerber, zitiert der *Spiegel* diese Woche die Bundesregierung. Mit der Einwanderung von Muslimen werde auch der Hass auf Juden importiert, weil Juden in der islamischen Theologie «sehr negativ» dargestellt würden, sagt der an der Wiener Universität lehrende Ednan Aslan: «Das schlägt sich im kollektiven Gedächtnis der Muslime nieder.» Der Prophet soll laut der muslimischen Tradition zum Bei-



Epizentrum des Konfliktes: Synagoge in Paris.

spiel gesagt haben, er werde Juden im Grab bestrafen. Wenn ein Muslim sterbe, werde ein Jude oder ein Christ in die Hölle geschickt, heisst es in einem Hadith.

Bereits bei der Entstehung des Islam stand die neue Religion dem Judentum feindselig gegenüber, so Aslan. Die Juden wurden als Konkurrenten gesehen und ihr Glaube ver-teufelt, weil sie nicht an Allah glaubten. Bis heute wirke das nach, wie Aslan anhand einer Befragung von muslimischen Asylbewerbern in Graz belegen kann, die letzte Woche in der *Basler Zeitung* publiziert wurde. Fast die Hälfte der Befragten sind nicht nur der Überzeugung, dass Juden und Christen vom richtigen Weg abgekommen seien. Sie bejahen auch die Frage, ob Juden «zu viel Einfluss auf der Welt haben». 44 Prozent der Asylbewerber empfinden die jüdische Religion gar als «schädlich für die Welt».

Die fundamentalistischen Ansichten vieler Muslime seien dafür verantwortlich, dass es Islamisten in Europa so leicht hätten, zu operieren, sagt der Migrationsforscher Ruud





Koopmans. Dass bei Einwanderern aus muslimischen Ländern antisemitische Vorurteile häufiger sind als unter Christen, bestätigen zahlreiche Studien. Antisemitismus sei unter Muslimen «signifikant höher» vorhanden als unter Nichtmuslimen, ergab zum Beispiel vor drei Jahren eine Untersuchung der Universität Potsdam, die in neun europäischen Ländern 13 000 Muslime befragt hatte. Antisemitische Einstellungen hängen dabei weder vom Bildungsniveau noch vom Einkommen oder Geschlecht ab. Das widerspreche der weitverbreiteten Meinung, laut welcher der muslimische Judenhass die Folge von Diskriminierung oder Unterdrückung sei, schreibt der deutsche Historiker und Soziologe Günther Jikeli, der sich auf muslimischen Antisemitismus spezialisiert hat: «Antisemitische Einstellungen werden als selbstverständlich und legitim betrachtet.» Dazu gehöre zum Beispiel das Argumentationsmuster, die Welt werde von Juden oder von Israel kontrolliert.

Britische Forscher kommen zum selben Ergebnis. Im Vergleich zur sonstigen Bevölke-

rung ist unter britischen Muslimen Antisemitismus viermal stärker verbreitet. So bejahten in einer Umfrage des Meinungsforschungsinstitutes ICM Unlimited aus dem Jahre 2015 lediglich 6 Prozent der Briten die Aussage, dass «Juden für die meisten Kriege verant-



*Bankiers mit Hakennasen:* Labour-Chef Corbyn.

wortlich sind». Dieser Behauptung stimmten aber 26 Prozent der Muslime zu.

Auch in Schweden fielen zunehmend Muslime mit antisemitischen Tendenzen auf, schreibt Paulina Neuding vom *Svenska Dagbladet*. Während es einst vor allem rechtsextreme Kreise waren, wird heute mehr als die Hälfte antisemitischer Vorfälle Muslimen zugeschrieben. Lediglich 5 Prozent der Fälle seien von Rechtsextremen und 25 Prozent von Linksextremen zu verantworten. Besonders krass ist die Bedrohung für Juden in Malmö, wo Muslime rund 20 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Viele Juden, weiss der Anthropologe Aje Carlbom von der Universität Malmö, hätten die Stadt verlassen, weil sie ihnen zu gefährlich geworden ist. Der Entscheid von US-Präsident Donald Trump, die US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem zu verlegen, hat in ganz Schweden Angriffe auf Synagogen ausgelöst sowie offene Drohungen, Juden umzubringen.

### Das Gift der «Israel-Kritik»

Ein Problem mit Juden hat auch die Linke, wie das Beispiel Grossbritannien zeigt. Labour-Chef Jeremy Corbyn hatte sich vor sechs Jahren, wie erst neulich bekanntwurde, auf Facebook gegen die Übermalung von anti-

### Der älteste Hass der Welt lässt sich bis ins antike Griechenland zurückverfolgen.

semitischen Graffiti ausgesprochen. Der politische Street-Art-Künstler Kalen Ockerman hatte Karikaturen von Bankiers mit Hakennasen dargestellt, die auf dem Rücken versklavter Arbeiter Monopoly spielen. Damals fiel Corbyns Post nicht auf, weil er bloss ein einfacher Abgeordneter war. Obwohl er sich jetzt nur mit faulen Ausreden für seinen damaligen Entscheid entschuldigt, hält die Parteilinie zu ihm. Seine Fans tun den Antisemitismus-Vorwurf als Schmierkampagne gegen ihren Chef ab.

Für die britische Arbeitspartei ist das freilich nicht neu. Ken Livingstone, der ehemalige Bürgermeister von London, hatte vor zwei Jahren behauptet, Hitler habe ursprünglich vorgehabt, Juden nach Israel zu bringen, wobei es das damals freilich noch nicht gab. Bevor Hitler verrückt geworden sei und sechs Millionen Juden umgebracht habe, habe er den Zionismus unterstützt, fabulierte Livingstone. (Livingstone wurde darauf von der Parteimitgliedschaft «suspendiert».)

Der Antisemitismus, der älteste Hass der Welt, lässt sich bis ins antike Griechenland zurückverfolgen, wo Juden bis zu rund 40 Prozent der Bevölkerung ausmachten. Das erste Pogrom fand vor über 2000 Jahren in Alexandria statt, dem wichtigen hellenistischen Zentrum. In Ungnade fielen die Juden damals,

weil sie die Vielgötterei ablehnten. Suspekt erschienen den Zeitgenossen auch die Speisevorschriften der Juden. Ab dem 4. Jahrhundert, als das Christentum offizielle Staatsreligion im römischen Imperium wurde, zogen Juden den Hass auf sich, weil sie Jesus als Erlöser nicht anerkannten. Belastend kam hinzu, dass das Christentum das Judentum ersetzen wollte und den Anspruch hatte, das «neue Israel» zu sein. Von der Kollektivschuld sprach der Vatikan die Juden mit der Enzyklika «Nostra Aetate» erst 1965 frei.

Im Zweiten Weltkrieg gipfelte der Antisemitismus im Mord an sechs Millionen Juden. Fast jeder dritte wurde im Regime der Nationalsozialisten ermordet.

Heute kommt der gewalttätige Antisemitismus nicht von rechts. Zwar steht die Phobie vor einer jüdischen Weltverschwörung nach wie vor im Zentrum des Rechtsextremismus. Diesem liefert die Fantasie jüdischer Macht weiterhin die «Erklärung» für gesellschaftliche und politische Phänomene. Die Linke distanziert sich zwar davon, aber sie argumentiert ähnlich. Um dem belastenden Wort Antisemitismus auszuweichen, hat sie den Begriff «Israelkritik» erfunden. Das klingt feiner – ist aber oft dasselbe Übel.

Die meisten Linken im Westen wehren sich zwar gegen den Vorwurf, ihre Kritik an Israel sei antisemitisch. Als «Judenhasser» titulieren sie vor allem rechtsextreme Schläger und Skinheads mit Nazisymbolen. Und doch: Die Linke

---

## Die Linke streut Gift, weil sie Israel mit anderen Massstäben beurteilt als den Rest der Welt.

---

streut Gift, weil sie Israel mit anderen Massstäben beurteilt als den Rest der Welt. Dadurch wird Israel isoliert und aus der Weltgemeinschaft ausgegrenzt – wie einst die Juden. Mit der Dämonisierung wird Israel zudem zur globalen Gefahr hochstilisiert – ebenfalls wie einst die Juden. Gemischt mit linker Intoleranz, verwischen sich die Unterschiede zum herkömmlichen Antisemitismus. Und längst hat die Israel-Obsession der Linken auf NGOs, Gutmenschen und kirchliche Kreise übergegriffen.

Israel-Kritik statt Antisemitismus: Die Umbenennung belastender Begriffe hat bei der Linken übrigens Tradition. Das Wort «Antisemitismus» war im 19. Jahrhundert von Wilhelm Marr geprägt worden, einem deutschen Linkspolitiker und kommunistenfreundlichen Publizisten. Er wollte das hässliche Wort «Judenhass» durch eine «objektive» Vokabel ersetzen, was der tödlichen Obsession einen wissenschaftlichen Anstrich geben sollte.

Marr tat damit, was heute viele Kritiker von Israel tun: Sie benennen den Hass auf Juden neu, um ihm einen scheinbar unverdächtigen Anstrich zu geben. ○

## Gesellschaft

# Der Judenfeind wohnt nebenan

Von Jürg Altwegg — Frankreichs neuer Antisemitismus kommt von links und aus den Vorstädten.

Es gibt Anzeichen für ein Ende der Blindheit.

Die tausendjährige Angst der Juden ist zurückgekehrt: Sie werden ermordet, weil sie Juden sind. Im besetzten Paris war Mireille Knoll der Deportation entkommen. Nun wurde die 85-Jährige in ihrer Wohnung mit elf Messerstichen getötet. Der Täter wohnte im gleichen Haus. Der Mörder von Sarah Halimi, die 65-jährig im Jahr zuvor unter «Allahu Akbar»-Rufen aus dem Fenster gestürzt worden war, lebte in der Wohnung nebenan. Experten sprechen von «Antisemitismus aus der Nachbarschaft».

Frankreich steht in einem ganz besonderen Verhältnis zu den Juden. Die Revolution bescherte ihnen die Emanzipation, die Republik integrierte sie. Bei der Dreyfus-Affäre triumphierte die Wahrheit über den antisemitischen Fanatismus. Doch er rächte sich unter dem Vichy-Regime: Marschall Pétais Schergen deportierten mehr Juden, als es die Deutschen verlangten. Nach dem Krieg sympathisierte Frankreich mit Israel und war beim Aufbau des Landes behilflich. Der Antisemitismus blieb tabu. Wo er sich manifestierte, wurde er bekämpft. Als im südfranzösischen Carpentras ein Friedhof geschändet wurde, machte man umgehend den Front national verantwortlich und erliess ein Gesetz, welches das Leugnen des Holocausts unter Strafe stellte.

### Unterstützung der Linken

Jean-Marie Le Pen verstieß systematisch dagegen, seine Tochter warf ihn aus der Partei. Marine Le Pens Partner Louis Aliot bezeichnet sich als Jude – sein Grossvater hatte eine jüdische Mutter. Die Islamkritik des Front national hat ihm die Sympathien vieler Juden eingetragen. Wegen der Rechtsextremisten hat kein Jude Frankreich verlassen.

Der Exodus begann mit dem 3. Jahrtausend. Die zweite Intifada in Israel und der 11. September 2001 in den USA machten Frankreich zum Nebenschauplatz des Nahostkonflikts. Rund acht Millionen Muslime leben in Frankreich, die Zahl der Juden beträgt gegen 600 000, am zahlreichsten sind sie in Paris und Marseille. Mehr Juden als in Frankreich gibt es nur in Israel und in den Vereinigten Staaten.

Das Verbot des Kopftuchs schürte die Spannungen. Die Muslime kreierte den Begriff der «Islamophobie», um als diskriminierte Opfer mit den Juden rivalisieren zu können. Die Union der islamischen Organisationen

unterstellte Israel einen «Genozid in Gaza». Die Vergewaltigungs-Vorwürfe gegen Tariq Ramadan werden als «zionistische Verschwörung» bezeichnet. Mit den propalästinensischen Demonstranten marschieren stets die extremen Linken.

2002 nahmen die antisemitischen Delikte um das Zehnfache zu. Synagogen wurden mit «Mörder»-Aufschriften beschmiert und in Brand gesteckt. Vor jüdischen Schulen explodierten Bomben. Juden wurden zusammengeschlagen, Mädchen und Rabbiner mit Messern attackiert – es war ein Wunder, dass es keine Toten gab. Der Jüdische Weltkongress rief zum Boykott des Festivals von Cannes auf und verglich die Lage mit den 1940er Jahren.

Als schlimmstes Land des Westens bezeichnete Israels Premierminister Ariel Scharon Frankreich. Er bot den Juden finanzielle Hilfe bei der Umsiedlung an. Die Flugzeuge nach Tel Aviv waren ausgebucht: Jedes Jahr wanderten mehrere tausend Juden aus Frankreich aus. Das Wochenmagazin *Actualité Juive* beschrieb die Verzweiflung in einer Titelgeschichte: «Allein gegen alle».

Bei den Wahlen von 2007 und 2012 stimmte die Mehrheit der Juden so selbstverständlich für Nicolas Sarkozy, der jüdische Vorfahren hat, wie einst für François Mitterrand. Die Lage beruhigte sich einigermaßen, der Präsident war um ihren Schutz bemüht und verkündete Sicherheitsgarantien. Die Zahl der Auswanderer ging zurück und stieg erst wieder nach den Attentaten von 2015.

Eine über einen Zeitraum von achtzehn Monaten geführte Untersuchung machte deutlich, wie sehr sich die Klischees des Antisemitismus wieder in der Gesellschaft ausgebreitet hatten. «Es gibt zu viele Juden in Frankreich» (13 Prozent Zustimmung), «Sie haben viel Macht»

---

## Die Flugzeuge nach Tel Aviv waren ausgebucht: Jedes Jahr wanderten mehrere tausend Juden aus.

---

(56 Prozent), «Sie sind zu sehr in den Medien präsent» (40 Prozent), «Sie sind reicher als der Durchschnitt der Bevölkerung» (40 Prozent). 30 Prozent der Franzosen hatten «konkrete Probleme» mit Arabern, nur 4 Prozent mit Juden. Doch praktisch zwei von drei Franzosen







*Tausendjährige Angst:* Wohnung der ermordeten 85-Jährigen Jüdin Mireille Knoll.



*«Ein erster Sieg»:* Philosoph Finkielkraut.



*Den Feind beim Namen genannt:* Macron.

(60 Prozent) sagten auch: «Die Juden sind für den Antisemitismus mitverantwortlich.» Dein Nachbar, der Antisemit.

Juden waren die ersten Todesopfer des islamistischen Terrors. 2012 tötete Mohammed Merah in Toulouse Kinder und Lehrer einer jüdischen Schule. Zwei Tage nach dem Attentat auf *Charlie Hebdo* wurde der jüdische Supermarkt Hypercacher zum Ort des Grauens. Aus der nationalen Gedenkbewegung mit dem Slogan «Je suis Charlie» wurden die Juden keineswegs ausgeschlossen, aber die historische Besonderheit des antisemitischen Terrors wurde übergangen.

#### «Unterschwelliger Islamismus»

Die Anschläge erzeugten eine Stimmung, die diffus an die Kriegszeit gemahnte: Attentate als legitime Form des Widerstands – und geistige Anpassung an die neue Bedrohung. Filme wurden nicht gezeigt oder verboten, Ausstellungen geschlossen. Der Salafismus (mit seinem Hass auf die Juden) sei dabei, den Kulturkampf im Islam zu gewinnen, mahnte Premierminister Manuel Valls – und wurde als Hetzer kritisiert.

Der Couturier Karl Lagerfeld wurde von den Medien gelyncht, als er sagte, mit den Flüchtlingen sei der Antisemitismus nach Deutschland gekommen. Arte nahm einen Dokumentarfilm aus dem Programm, der den «Antisemitismus nach Ansage» in Palästina und in den Banlieues zeigt. Erst nach heftigen Protesten wurde er – mit vielen begleitenden Vorsichtsmaßnahmen – ausgestrahlt: Er enthält Aussagen und Bilder, wie man sie in den Informationssendungen des Fernsehens nie gesehen hat.

Aber vielleicht geht die Zeit der Realitätsverweigerung und Blindheit zu Ende: Diese Hoffnung hat der Philosoph Alain Finkielkraut, der sich wie kein anderer mit dem linken Antisemitismus befasst hat, der sich ja als antikapitalistisch und antirassistisch versteht und die Palästinenser als die neuen Proletarier verklärt. «Beim Trauermarsch für Mireille Knoll waren wir Juden nicht allein», bemerkte Finkielkraut.

Am Tag, als sie ermordet wurde, kam es zum bislang schwersten Anschlag seit der Wahl von Emmanuel Macron. Bei einer Geiselnahme in einem Supermarkt liess sich ein Polizist gegen eine weibliche Geisel austauschen und wurde ermordet. Bei einer Ehrung für den Märtyrer sprach Macron von «unterschwelligem Islamismus». Endlich – so Finkielkraut – habe der Präsident, der den Radikalismus bisher mit sozialen Umständen entschuldigte, «den Feind beim Namen genannt und die Verantwortung für die Gewalt nicht auf die Gesellschaft abgewälzt». Für den Philosophen markierte dieser jüngste Anschlag eine Wende: «Das Entsetzen über den Horror weicht der Bewunderung für den Helden.» Keiner kenne den Namen des Terroristen, jener des Retters aber sei im nationalen Gedächtnis festgeschrieben: «Das ist noch nicht das Ende des Kriegs, aber ein erster Sieg.» ○



# Sonderfall Schweiz

Während in Europa der Antisemitismus zunimmt, bleibt die Schweiz weitgehend verschont. «Die Lage hierzulande ist nicht dramatisch», sagt Historiker Jacques Picard. Woran liegt das?



Kein Nährboden für antisemitische Exzesse: Purim-Fest in Zürich Wiedikon.

Gewalt gegen Juden: In Europa häufen sich die Fälle. Die Schweiz bildet eine Ausnahme. Zwar nennt der Dachverband der jüdischen Gemeinden, der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG), für das vergangene Jahr im neuesten Bericht 39 antisemitische Vorfälle in der Deutschschweiz, drei tätliche Angriffe auf Juden, drei Nazi-Banner über einer Autobahn und unzählige Einträge im Internet, die gegen Juden hetzen. Auch wenn aber laut einer Untersuchung des Bundesamtes für Statistik bis zu 12 Prozent der Befragten feindliche und negative Einstellungen gegenüber Juden haben: «Im Vergleich zum Ausland ist die Lage hierzulande nicht dramatisch», sagt der emeritierte Professor Jacques Picard.



## Ideologische Waffe

«Die Schweiz ist nie ein Motor einer antisemitischen Bewegung gewesen.» Laut Picard, ehemals Leiter des Institutes für Jüdische Studien an der Universität Basel, hemmen drei Elemente die Ausbreitung antijüdischer Einstellungen. Nach der schweren sozialen und kulturellen Krise um den Ersten Weltkrieg wurden erstens die sozialen Spannungen ab den 1920er Jahren abgebaut, und zwar durch sozial- und staatspolitische Allianzen zwi-

schen Bürgertum, Arbeiterschaft sowie Bauern- und Gewerbetkreisen.

Dass Nazi-Deutschland den Antisemitismus als ideologische Waffe zur Eroberung anderer Staaten benutzte, war ein weiterer Grund für die Distanzierung von dieser Ideologie. Die offizielle Schweiz taxierte den Antisemitismus als fremd, betrachtete freilich auch die jüdischen Flüchtlinge als unerwünschtes Resultat der deutschen Hasspolitik.

Antisemitismus wurde drittens durch den Föderalismus gehemmt. Die Nazi-Ideologie hätte den Charakter der demokratischen Willensnation zerstört. Anders als die grossen Nachbarn hielt und hält die Schweiz an der kulturellen und sprachlichen Vielfalt sowie an der Souveränität der Kantone fest.

Auch heute biete die Schweiz keinen Nährboden für antisemitische Exzesse, meint Picard. Im Vergleich zu Deutschland oder Frankreich mit seinen Neonazis und den arabischen, nordafrikanischen und türkischstämmigen Muslimen seien in der Schweiz diese Bevölkerungssegmente kaum vertreten, zumindest nicht als tragende Milieus. Zudem habe die Schweiz begriffen, dass Antisemitismus Terror und Hooliganismus nach sich zieht. Ebenfalls eine europäische Ausnahme bildet die Schweiz

in Bezug auf politische Parteien. Anders als etwa in Schweden oder in England, wo antijüdische Emotionen in linken Kreisen fast schon zum guten Ton gehören, sei die Sozialdemokratie in der Schweiz bis heute «der Hort und die politische Heimat vieler Juden, die politisch engagiert sind», sagt Picard. Allerdings würden extreme Gruppierungen der radikalen Linken «vielerorts antisemitischen oder vorurteilsbehafteten Stereotypen» unterliegen. Sie entwickeln eine Israel-Aversion, oft genährt durch Weltverschwörungstheorien. Genau das lasse sich selbstredend auch bei radikalen Rechtsextremen feststellen.

## «Kopie einer Kopie einer Kopie»

Unbestritten ist gemäss Picard, dass die sozialen Medien auch in der Schweiz ein Tummelfeld für antijüdische Hetze bieten. Sie seien ein «Multiplikator von Phantasien in Kreisen, die sich insular selber einmotten». Überschätzen sollte man das indessen nicht: «Liest man ein antisemitisches Stereotyp auf Facebook oder Twitter, dann handelt es sich um eine Kopie einer Kopie einer Kopie von etwas...»

Während in Deutschland das Thema Beschneidung männlicher Säuglinge für emotionale und oft antisemitisch angehauchte Diskussionen gesorgt hat, die bis zu einem Verbot gingen, war das in der Schweiz kaum Thema. Auch beim Schächtverbot, das 1893 in einer Volksabstimmung deutlich angenommen



Charakter der Willensnation: Professor Picard.

wurde, hätten, so Picard, antijüdische Ressentiments nicht allein im Zentrum gestanden. (Das Ritual des Schächtens, des Halsschnitts, verlangt die Tötung des Tieres ohne vorherige Betäubung, um dem biblischen Verbot des Blutgenusses zu entsprechen.) Mit dem Verbot sollte ein Riegel gegen die Zuwanderung von Juden aus Russland und Osteuropa geschoben werden, was damals dem fremdenpolitischen Zeitgeist entsprach. Heute wird das Schächten erneut diskutiert – ist aber nicht mehr prinzipiell bestritten. Die Diskussion, so Picard, sei vor allem im Zusammenhang mit der Massenhaltung und Massenschlachtung von Tieren zu sehen. *Pierre Heumann*

Jacques Picard, 66, leitete von 2001 bis 2009 das Institut für Jüdische Studien an der Universität Basel. Er war Mitglied der Bergier-Kommission und ist Autor diverser Bücher. Zu den bekanntesten gehört: «Die Schweiz und die Juden. 1933–1945.»





# Die andere Sicht

**Roger Köppel im Gespräch mit  
Michael Haefliger, Intendant Lucerne  
Festival, über die brisanten Themen  
des Monats**

**Donnerstag, 19. April 2018**

**Ort:** Kultur- und Kongresszentrum Luzern, Auditorium, Europaplatz 1, Luzern

**Beginn:** 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

**Anmeldung bis 17. April erforderlich an:**

[ontheroad.haefliger@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.haefliger@weltwoche.ch)

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail  
(beschränkte Teilnehmerzahl).

**Weitere Veranstaltungen:**

2. Mai: Chantal Galladé, Winterthur; [ontheroad.gallade@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.gallade@weltwoche.ch)

17. Mai: Anita Fetz, Basel; [ontheroad.fetz@weltwoche.ch](mailto:ontheroad.fetz@weltwoche.ch)

Genauere Informationen folgen.

# Stirbt der Humor?

Von Rico Bandle — Lachtherapeuten versuchen den Leuten die Heiterkeit wieder beizubringen, SRF bewirbt mit einer Werbekampagne seinen «Comedy-Frühling». Es sind verzweifelte Versuche, etwas zu retten, was in unserer Gesellschaft keinen Platz mehr hat.

Es war eine erstaunliche Wortmeldung. Bei der Fragerunde an einer Veranstaltung vor wenigen Wochen in Zürich ergriff ein Mann das Mikrofon und sagte: «Ich stelle fest, die Leute erzählen viel weniger Witze als früher. Weshalb ist das so?» Die Frage gab noch lange zu reden, auch noch nach der Veranstaltung.

Dass tatsächlich weniger Witze erzählt würden, darin waren sich erstaunlicherweise alle einig. Aber stimmt diese subjektive Wahrnehmung auch? Es gibt zwar unzählige wissenschaftliche Studien zum Thema Humor und Lachen, doch meistens geht es da um Ursache und Nutzen dieses Reflexes. Eine Erkenntnis aus der Entwicklungsbiologie lautet zum Beispiel: Je höher der Entwicklungsgrad eines Lebewesens ist, desto ausgeprägter ist sein Lachen. Beim Menschen ist es entsprechend am stärksten. Über die Veränderung des Humors und des Lachens in den letzten Jahrzehnten findet sich jedoch kaum etwas. Zwar stösst man auf Websites von Lachtherapeuten und Anbietern von Lachseminaren immer wieder auf den Satz: «Verschiedene Studien haben ergeben, dass vor vierzig Jahren noch dreimal mehr gelacht wurde als heute.» Aber welche Studien dies konkret sind, bleibt schleierhaft.

Doch allein schon die Tatsache, dass es Lachtherapien gibt und dass es sich dabei um ein sich rasant ausbreitendes Phänomen handelt, zeigt, dass es nicht zum Besten steht mit dem Humor. Es gibt noch weitere Indizien, dass heute nicht mehr so viel gelacht wird: Witzeerzähler gelten als peinlich, vor allem im urbanen Umfeld, entsprechend rar sind sie geworden. Die einst beliebte «Leserwitz»-Rubrik ist aus fast allen Zeitungen verschwunden – und wenn es sie noch gibt, so gehört es zum guten Ton, sie unwitzig zu finden. Kommt hinzu, dass der grassierende Fitness- und Gesundheitstrend nicht gerade lust- und humorförderlich ist.

Will man den Entwicklungsbiologen glauben, so befinden wir uns also evolutionär im Rückwärtsgang.

Wie kommt das?

Ein Grossteil des menschlichen Humors basiert darauf, dass Menschen nicht gleich sind. Entsprechend oft geht es bei Witzen um Stereotypen: Frauen sind anders als Männer, Franzosen anders als Italiener, Reiche anders als Arme, Bergler anders als Städter. Diese Art des Humors dient zur Stärkung des Gemeinschaftsge-

noch  
Darf man über  
alles lachen?



Macht der Gekränkten: Karikatur des ermordeten *Charlie Hebdo*-Zeichners Cabu.

fühls, zur Abgrenzung, aber auch zum lockeren Umgang mit eigenen Schwächen. Heute allerdings geziemt es sich nicht mehr, Unterschiede zwischen Geschlechtern, Kulturen oder Religionen zu betonen, sonst gerät man rasch in den Verdacht, Sexist, Rassist oder was auch immer zu sein. Das Gleichheitsgebot ist Gift für den Witz.

Der mit Abstand erfolgreichste Komiker im deutschsprachigen Raum, Mario Barth, verdankt seine ganze Karriere seinen Sprüchen, die darauf basieren, dass Männer so sind und Frauen so. Deshalb sprächen sie ständig aneinander vorbei. Die Zuschauer – Frauen genauso wie Männer – finden dies lustig, weil sie sich

wiedererkennen. Denn, auch wenn das oft verdrängt wird, das alte Bonmot gilt nach wie vor: «Dass alle Klischees falsch sind, ist leider auch eines.» Trotz seines grandiosen Erfolgs ist im Feuilleton noch nie ein positiver Artikel über Mario Barth erschienen. Über ihn und seinen Humor darf ein gebildeter und kultivierter Mensch nicht lachen.

Andere Regeln gelten indessen, wenn der Komiker selbst einer Minderheit angehört. Dann ist deutlich mehr erlaubt. Secondokomiker wie Bendrit Bajra sind bei Jugendlichen auf Social Media äusserst beliebt. Ihre erfolgreichste Rubrik: «Der Unterschied zwischen Schweizern und Ausländern». Oft geht



es dabei darum, wie Schweizer Eltern und Migranteltern in verschiedenen Situationen reagieren. Das ist sehr klischiert, aber auch sehr lustig, weil oft halt doch zutreffend. Diese Komiker werden zu Recht gefeiert. Bloss: Würde jemand ohne Migrationshintergrund genau dasselbe machen, würde er wohl als Rassist verschrien. Nur schon die einst so beliebten Österreicher- oder die Freiburger-Witze sind praktisch verschwunden: Sich über das Nachbarland beziehungsweise den Nachbarkanton lustig zu machen, scheint vielen Leuten bereits unangebracht. Der wirklich bissige Humor hat sich ins Internet verlagert, wo im Schutz der Anonymität der politisch inkorrekte Witz in Form von sogenannten *memes* einen Höhenflug erlebt.

### Überall verletzte Gefühle

Wer heute witzig sein will, begibt sich auf gefährliches Terrain. Früher galten die Frommen als besonders sensibel: Wer keine Probleme suchte, machte beim Humor einen weiten Bogen um die Religion. Die Unfähigkeit, über sich selbst lachen zu können, hat sich epidemisch ausgebreitet: Heute fühlen sich fast alle Bevölkerungsgruppen beziehungsweise deren Sprecher reflexartig in ihren «Gefühlen verletzt», wenn sie nicht als diskriminierte Opfer dargestellt werden. Und wenn sich eine Minderheit ausnahmsweise doch nicht verletzt fühlt, dann springt mit Sicherheit jemand in ihrem Namen ein. So geschehen, als die völlig unpolitische Schweizer Fernseh-

### Sogar Österreicher- und Freiburgerwitze sind heute zu heikel.

komikerin Birgit Steinegger sich über die schwarze US-Talkerin Oprah Winfrey lustig machte. Weil sie sich deshalb das Gesicht schwarz schminkte, schrien sogleich einige (ausschliesslich weisse) Kulturschaffende laut: «Rassismus!» Die Beleidigten und Gekränkten haben die Hoheit übernommen. Wie man dem heute beinahe unvermeidlichen Vorwurf entgehen kann, Stereotype zu bedienen, zeigte Filmemacherin Güzin Kar in ihrer gelungenen SRF-Serie «Seitentriebe». Sie kehrte einfach alles um, was man ihr als Klischee hätte vorwerfen können: Der junge Mann ist lustlos, die alte Frau steigt dafür mit allen ins Bett, der Chef bei der Arbeit ist ein Schwarzer und so fort. Vielleicht ist das heute noch der einzige Weg, Komödien über das Geschlechterverhältnis zu machen, ohne in die Sexismusfalle zu treten.

Sonst bleibt noch diese Möglichkeit: Man macht sich über Leute aus dem rechten politischen Lager lustig. Da ist alles erlaubt. Oder fast alles. Vor allem in Deutschland. Die



*Frauen sind anders:* Komiker-Star Barth.

Macher der ZDF-Comedy-Sendung «Heute-Show» sind nicht nur begnadete Satiriker, sondern auch eifrige Gesinnungswächter. Wer nicht ihre politische Meinung vertritt, kommt dran. Kürzlich allerdings mussten die Verantwortlichen der Sendung ausgerechnet wegen eines Scherzes auf Kosten eines AfD-Politikers öffentlich ihr Bedauern aussprechen: Sie hatten sich über dessen Sprachbehinderung lustig gemacht. Dass Satiriker – die Hofnarren der Gesellschaft – um Entschuldigung bitten müssen, ist eigentlich ein Armutszeugnis, in diesem Fall aber nicht ohne Ironie: Die Satiriker sind in ihrem Eifer gegen rechts über jene moralischen Ansprüche gestolpert, die sie sonst von anderen einfordern.

### Muskeln statt Lachen

Humor ist kompliziert geworden. Nicht nur für die Satiriker und Witzeerzähler, sondern auch für das Publikum. Darf man über dieses und jenes überhaupt noch lachen? Oder macht man sich verdächtig, wenn man beim falschen Witz den Lachreiz nicht unterdrücken kann? Im Zweifel bleibt man lieber ruhig.

Die feministische Welle mit der «me too»-Bewegung dürfte dem Humor im Alltag noch weiter zusetzen. Denn – und dies ist gut erforscht – der Humor spielt im Balzverhalten eine wichtige Rolle. Frauen lachen mehr als Männer, Männer machen dafür mehr Witze, vorwiegend, um Frauen zu beeindrucken. Jeder Mochtegerncasanova weiss: Wer eine Frau zum Lachen zu bringen vermag, kann sich das mühsame Antrainieren eines Sixpacks sparen. Frauen suchen Männer mit Humor, umgekehrt ist dies weniger der Fall. Jetzt, da die angestammten Balzrituale in Verruf geraten, nimmt auch der Stellenwert des Humors bei der Paarung ab. Dafür muss man sich für das Foto auf Internet-Partnerplattformen wie Tinder oder Parship schönmachen. Der Zusammenhang zwischen der sich ausbreitenden Humorlosigkeit und der Zunahme der Anzahl Männer, die sich ausgiebig um Körper und Aussehen kümmern, wäre eine Untersuchung wert.

Da sich der Humor im Alltag auf dem Rückzug befindet, eröffnet dies Möglichkeiten für die Lachindustrie. Nicht nur die sich rasant vermehrende Spezies der Lachtherapeuten gehört zu den Profiteuren, auch Komiker beziehungsweise Comedians erfahren einen enormen Zulauf. Die Schweiz hat heute so viele Komiker wie noch nie. Bei einigen, wie beim Duo Divertimento oder beim neuen Bühnenstück von Viktor Jacobbo und Mike Müller, sind die Vorstellungen über Monate hinaus ausverkauft. Das Schweizer Radio und Fernsehen springt ebenfalls auf den Zug auf und propagiert in einer aufdringlichen Werbekampagne seinen «Comedy-Frühling», der auf verschiedenen Radio- und Fernsehkanälen stattfindet. Sie alle bieten den Menschen in einer zunehmend humorfreien Welt die Möglichkeit, in einem sicheren Rahmen lachen zu können – ohne Gefahr zu laufen, dabei ungewollt eine unliebsame Gesinnung zu offenbaren oder jemanden in seinen Gefühlen zu verletzen.

Viktor Jacobbo bringt im neuen Stück das Minenfeld, auf dem man sich heute bewegt, grossartig auf den Punkt. Er hält ein Exemplar der in letzter Zeit vieldiskutierten Schaumsüssigkeit mit Schokoladenüberzug in der Hand, schaut es an und sagt, er wisse auch nicht, wie man das Ding noch nennen dürfe. Dann kommt ihm die Idee: «Kalorienbombe mit Rassismushintergrund». ○

Jetzt bestellen:  
«Checkliste  
Pensionierung planen»  
[vz.ch.com/merkblatt](http://vz.ch.com/merkblatt)

## Pensionierung

- **AHV**  
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**  
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**  
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.

**VZ VermögensZentrum**

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Luzern  
Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

# Monarchie als Parfüm-Werbung

Von Wäis Kiani — Skandalautor Andrew Morton hat pünktlich zur Hochzeit eine Biografie der künftigen Prinzessin Meghan Markle veröffentlicht. Die Enthüllungen zeichnen das Bild einer Frau, die unbedingt «Diana 2.0» werden will.

Grossbritanniens Prinz Harry wird am 19. Mai einen amerikanischen Serienstar heiraten. Das interessanteste Merkmal hinter der glattpolierten Fassade von Meghan Markle – der ambitionierten Schauspielerin aus der Anwalts-Serie «Suits» – ist, dass sie nichts von dem mitbringt, was von einer englischen Prinzessin erwartet wird.

Sie kommt aus keiner aristokratischen Familie wie Prinzessin Diana, nicht einmal aus wohlhabendem Bürgertum wie Kate Middleton. Ihre afroamerikanische Mutter arbeitete im Reisebüro, ihr amerikanischer Vater hat irisch-niederländische Wurzeln und arbeitet als Beleuchter im Filmgeschäft. Markle ist keine *english rose*. Sie ist auch keine unberührte Jungfrau wie Lady Diana, sondern war bereits verheiratet und ist geschieden. Und dennoch wird sie in vier Wochen zu den Royals gehören, nie wieder beim Bäcker in der Schlange stehen, sondern in einer Kutsche durch London fahren und ihren Untertanen zuwinken. Und damit die Untertanen auch tadellos zurückwinken, wird eine gigantische PR-Kampagne für Markle in England gefahren.

## Boycott in Buchhandlungen

Ihr Gesicht strahlt von mehreren Magazin-Covern des Landes, als mediale Krönung ist sie auf der Aprilausgabe des *Tatler* zu sehen, auf dem Magazin also, das seit 1901 den Lifestyle der Aristos und der Angehörigen der Upperclass zeigt. Um auf ein *Tatler*-Cover zu dürfen, muss man nicht schön, aber zumindest blaublütig sein oder einen Vater bei den Rolling Stones oder bei Duran Duran haben. Meghan grinst selbstbewusst vom Prinzessinnen-Blatt als wäre es das US-Boulevardmagazin *People*. Und was braucht eine echte Prinzessin noch, ausser einem *Tatler*-Cover, einer Kutsche und einem Prinzen an der Seite? Richtig: eine Biografie von Andrew Morton, dem skandalumwitterten Biografen von Lady Di. Sein Buch: «Meghan: A Hollywood Princess» erscheint am 17. April in England und erzählt auf knapp 300 Seiten das Leben der Markle, offenbar detailliert recherchiert.

Als Mortons «Diana: Ihre wahre Geschichte» im Jahr 1992 veröffentlicht wurde, reagierte Grossbritannien angewidert. Wie konnte dieser Andrew Morton nur solche Lügen über die Prinzessin und Prinz Charles verbreiten? «Wie eine Gefangene, die für ein Verbrechen büssen musste, das sie gar nicht begangen hatte, verspürte Diana das dringende Bedürf-

nis, der Welt die Wahrheit über ihr Leben zu sagen, über den Kummer, den sie erlitt», schrieb Morton. Die Enthüllungen über ihre Bulimie, ihre Selbstmordversuche, die kalten Windsors, ihre qualvolle Ehe und die Liebesbeziehung von Charles mit Camilla schlugen wie eine Bombe ein.

Buchhandlungen boykottierten den Verkauf, der Erzbischof von Canterbury verdamnte das Werk, ein Parlamentsabgeordne-

## Nie wieder beim Bäcker in der Schlange stehen, sondern in einer Kutsche durch London fahren.

ter verlangte sogar die Inhaftierung Mortons. Diana behauptete, nie mit Morton zusammengearbeitet zu haben. 25 Jahre später kam heraus, dass Prinzessin Diana alles genau so diktiert und die Texte autorisiert hatte. Dennoch haftet an Andrew Morton seither das Stigma des Prinzessinnen-Besudlers.

Beim Lesen der Markle-Biografie bleibt man unsicher, wie Morton sie denn nun findet: gut oder schlecht? Er hat jedenfalls einen erstaunlichen Bezug von Markles Vorfahren zum Königshaus gefunden, über einen schottischen König, Robert the Bruce: «Es ist die Abstammung von Meghans Grosseltern, die direkt zu den schottischen Royals zurückverfolgt werden kann. Durch ihren Vorfahren Roger

Shaw wurde Meghans Rinnsal von blauem Blut nach Amerika transportiert.»

Wer sich für Meghans Kindheit, ihre Schulzeit und Schauspiellaufbahn, ihre Faszination für Prinzessin Diana – «Mit sechzehn sah sie das Begräbnis von Diana, Prinzessin von Wales, und Tränen liefen über ihre Wangen» – und für Markles zwei Jahre dauernde Ehe interessiert, sollte das Buch jedenfalls lesen. Ihre Ehe endete für ihren Ex-Mann Trevor Engelson so überraschend und kalt, dass er immer noch sauer auf sie ist. «Ich habe nichts zu Meghan zu sagen», ist seine Antwort auf Mortons Frage, was er von der Liaison seiner Ex zum Prinzen hält.

## Kurs im Teetrinken

Im November 2017 zeigte BBC ein Interview mit Harry und Meghan, bei dem sie beide, händchenhaltend und auf einem Sofa sitzend, sich peinlichen Fragen zu ihrer Liebe stellten. Meghan behauptete, sie hätte beim ersten Treffen gar nicht gewusst, wer Harry ist. Und überhaupt sei alles so überraschend gekommen, und sie wisse gar nicht, wie ihr geschehe. Mortons Geschichte ist eine andere. Nicht nur habe Markle immer eine «Diana 2.0» sein wollen, sie habe auch bei einem Besuch in London gezielt ein erstes Treffen mit Harry geplant und eingefädelt.

Meghan wird in London von Ralph Lauren ausgestattet und steht durch die Fittings im Headquarter der PR-Lady Violet von Westenholz freundschaftlich nahe. Violet ist nicht nur ein bestens vernetztes Society-Girl der Aristoclique, sie ist auch schon lange eine gute Freundin von Harry. Das von von Westenholz auf Wunsch von Markle organisierte Treffen fand im Juni 2017 im Londoner «Soho House» statt. Es ist sehr schwer, zu glauben, dass Markle nicht wusste, wer Prinz Harry ist.

Kurz nach diesem ersten arrangierten Treffen, auf das in der Londonwoche viele weitere folgten, fragte Harry Meghan, ob sie Lust hätte, mit ihm auf eine Safari nach Afrika zu fliegen. Sie flogen zusammen nach Botswana, wo Harry schon mit vier anderen Freundinnen gewesen war. Die beiden kehrten als strahlendes Liebespaar zurück.

Im November stellte Harry seine neue Freundin Meghan seiner Grossmutter, der Queen, vor. Meghan besuchte dafür extra einen Kurs zu britischem Teetrinken in L.A., damit sie als Amerikanerin, die Becher gewohnt ist, lernt, wie man eine Teetasse hält.



Mediale Krönung: *Tatler*-Cover.





**Gezielt eingefädelt:** Meghan Markle mit Prinz Harry (o.l.); mit Violet von Westenholz (u.l.); mit Ninaki Priddy 1996 vor dem Buckingham-Palast (u.r.).

Während des einstündigen Meetings mit Ihrer Majestät wurde Meghan angeblich Zeugin davon, wie viel Respekt und Liebe der Prinz für seine Grossmutter empfindet. «Sie ist eine unglaubliche Frau», sagte Markle später. Mit einem Gebellkonzert der Corgis der Queen und einem letzten Hofknicks wurden sie winkend verabschiedet. Kurz danach wurde ihre Verlobung bekanntgegeben.

### **Knicksen und gegenseitiges Lobhudeln**

An Weihnachten lud die Queen Markle nach Sandringham ein, und sie lernte alle siebzig Royals kennen, wie sie voreinander knicksen und sich gegenseitig lobhudelten. Morton schliesst sein Buch mit wohlwollenden

Worten darüber, dass dieses «California Girl» seinen «American Dream» verwirklicht hat und verliert sich etwas in der Vorstellung, wie Meghans afroamerikanische Mutter

### **Traurig ist, dass der hotteste Prinz ever jeglichen Sex-Appeal verloren hat.**

Doria Ragland auf der Hochzeit neben der Queen steht, und was das für die Monarchie bedeutet.

Was diese Hochzeit den beiden auch in Zukunft bringen mag: Harry war auf der Suche nach einer Frau, die bereit ist, an seiner Seite

ein Leben in der Öffentlichkeit zu führen, nachdem seine vorigen Beziehungen zu den Adelsmädchen daran zerbrachen, dass sie den Druck an der Seite des Prinzen nicht ertragen. Markle ist Öffentlichkeit gewöhnt, liess sich als hochbezahlte Influencerin für Auftritte buchen und wird dem Königshaus eine neue Art von Publicity beschern.

Traurig ist, dass Harry, offiziell der hotteste Prinz ever, genannt Prince Hot Ginge, seit den uncoolen Verlobungsbildern jeglichen Sex-Appeal verloren hat. Auch wenn Morton sagt, Markle sei eine Bereicherung für das englische Königshaus: Die einzige wahre Bereicherung für das Königshaus war bis jetzt Diana, und eine zweite ist nicht in Sicht.



## Grösstmöglicher Prämienheuchler

Von Christoph Mörgeli

**D**ank einem Interview im *Blick* vernahm das lesende Publikum vom SP-Vorsitzenden Christian Levrat kürzlich folgende Ankündigung: «Wir werden im Herbst eine Volksinitiative starten, um die Bevölkerung im Gesundheitsbereich zu entlasten. Wir wollen die Krankenkassenprämien auf maximal zehn Prozent des Haushaltseinkommens beschränken – heute liegt der Durchschnitt bei zwölf Prozent. Die Belastung ist für viele viel zu hoch!»

Tatsächlich sind die Krankenkassenprämien seit Einführung des Krankenversicherungsgesetzes um fast 170 Prozent angestiegen. Doch wem haben wir eigentlich dieses famose Gesetz und die nachfolgende Prämienexplosion zu verdanken? Niemand Geringerem als Christian Levrats Parteigenossin Ruth Dreifuss. Und der im Abstimmungskampf einhellig hinter ihr stehenden SP Schweiz. Welche Partei aber hat das Krankenversicherungsgesetz damals als einzige heftig bekämpft in der Voraussage, dass die Prämien unbezahlbar würden? Und wer musste sich im Abstimmungskampf von der SP das Wort Lügner und andere Nettigkeiten anhören? Die SVP, die Levrat heute als «Partei für die Superreichen» beschimpft.

SP-Mann Otto Piller, Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherung, versicherte 1998: «Das Gesetz ist gut. Das sagen uns auch ausländische Experten.» Doch was sagen die inländischen Prämienzahler? SP-Bundesrätin Ruth Dreifuss meinte 1998 im *Blick*: «Die Kostenentwicklung flacht ab von Jahr zu Jahr.» Und ein Jahr später: «Unsere Massnahmen zur Kostendämpfung greifen jedes Jahr besser.» Und 2001, als die Prämien bereits davon galoppierten, mit verzweifelt zuversichtlicher Durchhalteparole: «Die Kostenentwicklung ist, was die Preise betrifft, weitgehend unter Kontrolle.»

Bei den Preisen und Prämien im Gesundheitswesen ist gar nichts unter Kontrolle. Kein Wunder, wenn die SP meint, jeder Zuwanderer und jede Zuwanderin aus dem Ausland müsse vom ersten Tag an Anspruch auf volle Krankenkassenleistung haben, ohne zuvor auch nur einen Rappen einbezahlt zu haben – egal, ob jemand über die Schiene EU, Drittstaat oder Asyl hereinspaziert. Kein Sozialwerk funktioniert nach sozialistischen Grundsätzen. Jetzt mimt SP-Chef Christian Levrat den Empörten. Die Verursacher schreien Zeter und Mordio. Der *Blick* heuchelt bei Levrat mit Streicheleinheiten. Und Levrat streichelt den *Blick* mit Heucheleinheiten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Demo in Crans-Montana

Von Peter Bodenmann — Letzte Woche standen die olympischen Bergbahnen von Crans-Montana still.



Ausser Betrieb: Demonstration in Crans-Montana.

**H**ans Stöckli hat aus der Expo 02 touristisch nichts gemacht. Jörg Stahl war bis vor kurzem Mitglied der Geschäftsleitung der Groupe Mutuel. Diese Krankenkasse hat 2017 fast 100 000 Grundversicherte verloren.

Stöckli konnte die SP nicht überzeugen. Im Nationalrat stimmten nur zwei Genossen gegen den Antrag von Silva Semadeni, die eine Abstimmung über das Projekt Sion 2026 verlangte. Im Wallis stimmte selbst die grosse Mehrheit der Mitglieder der SP Unterwallis gegen das Projekt von Stöckli und Stahl.

Stahl berichtete derweil aus Südkorea, alles laufe bestens. Die Kandidatur von Sion stosse auf grosses Interesse und viel Zustimmung. Ungefähr so wie die Angebote der Groupe Mutuel in der Ära Stahl.

**Todesstoss 1** — Stahl und Stöckli wollen verhindern, dass die Schweizerinnen und Schweizer über die Olympiade abstimmen. Weil sie verlieren würden.

**Todesstoss 2** — Bei Grossveranstaltungen helfen sich die Kantone gegenseitig aus, etwa mit Gratispolizisten. Die kantonalen Polizeidirektoren wollen Stahl und Stöckli nicht helfen. Erstens verlangen sie erstmals viel Geld für ihre Polizisten. Zweitens wollen sie mehr geldwerte Leistungen vom Bund. Und drittens soll der Bund rechtswidrig auf die doppelte Schuldenbremse verzichten. Mehr Nein geht nicht.

**Todesstoss 3** — Irgendjemand muss das Defizit von Olympischen Spielen tragen. Der Bund will nicht. Der Kanton Wallis auch nicht. Bleibt die Stadt Sitten, deren Hotellerie zwanzigmal weniger Umsatz macht als jene von Innsbruck.

Die Spielregeln sind klar: Wer den Host-City-Vertrag unterzeichnet, haftet. Deshalb haben die Innsbrucker mit 67 Prozent der Stimmen nein gesagt zu Olympia. Stahl und Stöckli möchten, dass das IOC selber das Risiko übernimmt. Sie stehen bei der Vergabe der Spiele im Wettbewerb mit Erdogan, Mailand und Turin. Diese werden – im Gegensatz zur Stadt Sitten – locker die geforderte Defizitgarantie übernehmen. Der Luftballon platzt somit spätestens 2019 in Mailand. Die beziehungskorrupten Delegierten werden nie ihr prallvolles IOC-Kässeli plündern, um Stahl und Stöckli zu helfen.

**Dessert** — Letzte Woche hat der Besitzer der Olympia-Bergbahnen von Crans-Montana deren Betrieb eingestellt. Weil die Gemeinden nicht zahlen wollten. Stöckli will deshalb – wie er *Le Temps* mitteilte – mit seinem Komitee den Betrieb während der Olympischen Spiele übernehmen. Vielleicht mit Berner Grenadiern. Oder neu zusammen mit der umtriebigen Juso-Chefin Tamara Funciello, die den bösen tschechischen Milliardär Vitek enteignen will.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Neues vom Qualitätsjournalismus

Von Kurt W. Zimmermann — Heute eine kleine Geschichte vom *Tages-Anzeiger*. Sie zeigt, wie dekadent Journalismus geworden ist.

Es war Nachmittag. Hanspeter Lebrument war beim Kofferpacken. Am nächsten Morgen wollte er mit seiner Frau nach Bali in die Ferien fliegen.

Nun kam eine Mail aus der *Tages-Anzeiger*-Redaktion. Ob er für ein paar Fragen zu seinem Unternehmen zur Verfügung stehe. Lebrument antwortete, das sei schwierig, weil er nun bis am 9. April in den Ferien sei.

Lebrument ist der Besitzer des Bündner Samedia-Verlags, der die *Südosstschweiz* herausgibt und regionale Radio- und TV-Stationen betreibt. Bis 2016 war er Präsident des Verlegerverbandes.

Lebrument flog also in die Ferien. Von der Redaktion hörte er nichts mehr.

Zehn Tage später, am Ostersonntag, erschien im *Tages-Anzeiger* ein riesiger Artikel über Lebrument. Er füllte die ganze Seite drei. Der Titel lautete: «Der Alte vom Berg». Er war von einer Bösartigkeit, die unüblich ist im Schweizer Journalismus. Über Lebruments Firma, schrieb das Blatt, «kreisen die Geier. Man hört sie kreischen.» Das neugebaute Medienhaus sei «ein Mahnmal für den Zerfall».

Der Artikel zitierte ausschliesslich anonyme Quellen, die den Untergang von Lebrument voraussagten. Ob die Quellen echt oder erfunden waren, weiss man nicht.

Der Verriss war geschrieben von *Tages-Anzeiger*-Redaktor Philipp Loser. Und jetzt wird es interessant. Loser hat Lebrument noch nie in seinem Leben getroffen. Er hat mit Lebrument noch nie auch nur ein Wort gewechselt. Für seinen ganzseitigen Artikel redete er ebenfalls nicht mit ihm. Er merkte in seinem Text dann an, dass Lebrument «für diese Zeitung nicht zu sprechen war».

«Nicht zu sprechen war» – als ob es keine Handys und Mails während eines Urlaubs gäbe. Das ist krass. Einen vernichtenden, ganzseitigen Artikel über einen Unternehmer zu schreiben und ihm keine Gelegenheit zur Stellungnahme zu geben, das ist eine journalistische Todsünde.

Loser argumentierte intern mit Aktualitätsgründen. Samedia sei im Gespräch, darum habe sein Text unbedingt am Ostersonntag erscheinen müssen. Das ist Unsinn. Lebrument ist 77-jährig. Er führt die Firma seit 35 Jahren. Da ist es unerheblich, ob ein Artikel zehn Tage früher oder später erscheint. Erheblich hingegen ist, ob man sich an das journalistische Prinzip der Fairness hält oder nicht.

Ich kenne den Journalisten Philipp Loser. Ich habe ihn also nach den Gründen für sein



Gemeinsam daraus lernen: Philipp Loser.

Verhalten gefragt. Und jetzt wird es erst recht interessant.

Journalist Loser redete nicht mit mir. Er verwies mich für Auskünfte stattdessen an Christoph Zimmer, den Kommunikationschef des Medienhauses Tamedia.

So weit ist es also gekommen. Ein Journalist, der einen problematischen Artikel schreibt, ist heutzutage nicht mehr bereit, über diesen Artikel zu diskutieren. Das delegiert er an den PR-Verantwortlichen seines Verlagsunternehmens.

Nun, das Gespräch mit Tamedia-Kommunikationschef Zimmer war dann eher überraschend. Denn Tamedia zog Konsequenzen.

Der Artikel von Loser über Lebrument wird zurückgezogen und gelöscht. Begründung: «Der Artikel entspricht nicht unseren Vorstellungen über Qualität im Journalismus, weil er weitgehend auf anonymen Quellen basiert, der Porträtierte nicht zu Wort kommt und verschiedene, negative Werturteile nicht belegt sind.»

Den Entscheid, den Artikel zurückzuziehen, fällte Tamedia-Verleger Pietro Supino in Absprache mit der Chefredaktion. Chapeau, Herr Verleger.

Auf der *Tages-Anzeiger*-Redaktion will man nun «den Fall intern aufarbeiten, um gemeinsam daraus zu lernen». Da können wir ja beruhigt sein.

## «Wertetumor»

Von Henryk M. Broder — Welche «Werte» meint Asselborn?

Kurz nachdem Viktor Orbán seinem Vornamen einmal mehr alle Ehre gemacht und die Wahlen zum ungarischen Parlament gewonnen hatte, rief der Luxemburgs Aussenminister Jean Asselborn



die übrigen EU-Staaten auf, dem Land die Stirn zu bieten. «Vor allem nach dieser Wahl in Ungarn ist es an Deutschland und Frankreich sowie an allen Mitgliedstaaten, die nicht auf Gleichgültigkeit setzen, sich schnell und unmissverständlich auf der Basis des europäischen Vertragswerks einzubringen, um diesen Wertetumor zu neutralisieren», sagte er der *Welt*.

Asselborn ist für seine markigen Sprüche bekannt. Sein historisches Vorbild ist der deutsche Kaiser Wilhelm II., der im Juli 1900 anlässlich der Abreise deutscher Einheiten zur Niederschlagung der Boxeraufstände in China den Soldaten zurief, kein Pardon zu geben und keine Gefangenen zu machen: «Möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, dass es niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen scheel anzusehen!»

Zwei Weltkriege und 118 Jahre später hat das Lied einen anderen Text, aber die Melodie ist die gleiche. Der ungarische «Wertetumor» soll «neutralisiert» werden, unter dem vereinten Oberkommando von Deutschland und Frankreich, bevor er die anderen EU-Mitglieder angreift. «Neutralisieren» ist ein Begriff aus der Sprache der Militärs. Er bedeutet dasselbe wie «keine Gefangenen machen». Welche «Werte» meint Asselborn? Den Expansionsdrang, die Korruption und die Vetternwirtschaft in der EU, wie sie von seinem Freund Jean-Claude Juncker verkörpert werden? Und mit welchen Mitteln will er den Tumor neutralisieren? Sollte eine EU-Armee die Ungarn zur Vernunft bringen? So, wie es die Sowjets 1956 versucht haben?

Möglich, dass er es anders gemeint hat. Vielleicht wollte er sagen: «Die Ungarn können wählen, wen sie wollen, aber die Ergebnisse der Wahl müssen von der EU-Kommission abgesegnet werden, in Ungarn ebenso wie in allen anderen Mitgliedstaaten.» Das wäre ein wesentlicher Schritt vorwärts zur europäischen Integration und zur Bildung einer europäischen Demokratie im Sinne der Wertunion. Dazu müsste man die Wahlrechte nur ein wenig ändern, es unter einen EU-Vorbehalt stellen. So könnte der Tumor minimal-invasiv neutralisiert werden.

# Stalin-Allee am Zürichberg

Der «Masterplan Hochschulgebiet» in Zürich ist ein gigantisches Bauprojekt. Er wird das Aussehen der Stadt massiv verändern.

Von Christoph Mörgeli

Im Zürcher Hochschulquartier droht in den nächsten Jahrzehnten ein baulicher Volumen-Tsunami. Die angemeldeten Raumbedürfnisse von Universitätsspital, Universität und ETH sind enorm. Das geplante Bauprogramm sieht zusätzliche 40 Prozent oder 350 000 Quadratmeter vor und lässt jetzt den Planern und Architekten viel zu wenig Spielraum. Der «Masterplan Hochschulgebiet Zürich Zentrum» verschwendet unten im Gebiet Rämistrasse wegen übertriebener denkmalpflegerischer Rücksichten auf dem heutigen Spitalgebiet viel Raum und drückt gleichzeitig massiv Bauvolumen wie eine weithin sichtbare, hohe und breite Treppenstufe in Richtung Zürichberg. Dieser architektonische Eingriff ist städtebaulich nicht durchdacht und wird das gesamte Stadtbild aufs schwerste verändern – und zwar im negativen Sinn. Dennoch haben sowohl der Regierungsrat wie der Kantonsrat das Grossprojekt im Wesentlichen gutgeheissen.

Kaum jemand bezweifelt den zusätzlichen Bedarf an Räumlichkeiten und Infrastrukturen des Wissens- und Gesundheitszentrums mitten in Zürich. Doch die Dimensionen scheinen weit überrissen. Sonja Hildebrand, Professorin für Architekturgeschichte, warnte in der NZZ vor einer «städtebaulichen Katastrophe». Es herrsche das Prinzip «brachialer Volumen-Maximierung». So massiv geäusserte Kritik lässt sich auch nicht mit dem Hinweis auf die Etappierung über fast vier Jahrzehnte wegwischen.

## Gigantismus schadet der Stadt

In der Bevölkerung formiert sich zunehmend Widerstand. Die im Masterplan vorgesehenen Bauten seien viel zu hoch, viel zu gross und viel zu wuchtig. Es gehe nicht an, ein immenses Raumprogramm durchzusetzen, ohne an die städtebaulichen Konsequenzen zu denken. Der «Verein Zukunft Hochschulgebiet Zürich», hervorgegangen aus der «Arbeitsgruppe Besorgte Bürger Zürich», hat unlängst erfolgreich beim Baurekursgericht gegen die kantonale Baudirektion rekurriert; das Gericht hob in erster Instanz drei Gestaltungspläne der Baudirektion wieder auf. Die Stadt Zürich müsse noch vor dem kantonalen Gestaltungsplan ihre Bauordnung für das Hochschulquartier anpassen.

Im Grunde herrscht Einigkeit, dass der weit über die Stadt und den Kanton ausstrahlende Wissens- und Gesundheitsschwerpunkt nicht

irgendwo in die Peripherie verbannt werden soll. Er gehört auch in modernisierter Form ins pulsierende, guterschlossene Zentrum. Die räumliche Nähe von Lehre, Forschung und klinischer Behandlung dreier Institutionen erlaubt eine enge Zusammenarbeit und soll wertvolle Synergien schaffen. Neben den Gesundheitsbereichen des Universitätsspitals will die ETH ihre Medizintechnologie, die Universität ihre Geistes-, Rechts- und obendrein die stark expansiven Wirtschaftswissenschaften am Fusse des Zürichbergs beheimaten.



Anderes Stadtbild: Blick vom Gegenhang.



Eingekerkert: Semper-Sternwarte von 1864.

Zwar handelt es sich bei den projektierten Bauten vorderhand um plumpe, riesige Quader, deren architektonische Qualität noch völlig offen ist. Aber wenn die Gegner ihre Homepage «uniklotz.ch» nennen, ist dies nicht bloss billige Polemik. Die Bauherren verharmlosen auf ihren Plänen die Bauten bewusst in Vogelschauerspektive. Damit wird verschleiert, dass die Planer enormes Bauvolumen in Richtung Hanglage verschieben. Dies verändert das gesamte Stadtbild drastisch. Die terrassiert ansteigende Lage der Wohnhäuser verschwindet hinter einem praktisch durchgehenden Gebäuderiegel von 600 Meter Breite und bis zu 50 Meter Höhe, der bis 175 Meter aus dem Hang

vorspringt. Doch der Präsident des Quartiervereins Fluntern, der Architekt Martin Schneider, scheint sich zum Ärger vieler Anwohner mit den Bauherren arrangiert zu haben. Schneider befürwortet die Hochhäuser mit der Aussage: «Eine solche Höhenentwicklung gehört auch zur Verdichtung.»

Die Bauherrschaft hat sich zur Durchsetzung des 4,5-Milliarden-Projekts zu einem Konsortium mit geballter Macht zusammengefunden. Die Akteure von Stadt, Kanton, Universität, Universitätsspital und ETH wollen unbedingt ihre Vision durchbringen – und dies am liebsten ohne lästige Volksabstimmungen. Der frühere Strafrechtsprofessor Martin Killias sprach sich als Präsident des Zürcher Heimatschutzes allerdings energisch für eine Redimensionie-

## Dieser architektonische Eingriff ist städtebaulich nicht durchdacht.

Er beurteilte aus eigener Praxis den Büroanspruch der oft abwesenden Dozenten als weit überrissen. Die Heimatschützer wehren sich für die Erhaltung des 1951 eingeweihten Universitätsspitals des Architekturbüros Haefeli Moser Steiger (HMS) inklusive Spitalpark. Dies sieht die engagierte Arbeitsgruppe Besorgte Bürger etwas anders. Stein des Anstosses bildet für sie der eigentliche Bauriegel, der die terrassierte Anhöhe des Zürichbergs künftig von der Stadt trennen wird und in der Höhe das Niveau der Hochstrasse erreicht. Sie sähen die bauliche Schwerpunktbildung lieber auf dem flacheren Gelände an der Rämistrasse und an der Stelle des heutigen Universitätsspitals. Die NZZ titelte im Frühjahr 2016: «Die Zweifel breiten sich aus». Dass alt Stadtrat Martin Wasser, Präsident des Unispitals, unlängst von einem «stadtbildverträglichen Spital» sprach, kam den Kritikern vor wie ein Hohn.

## Zu dicht und zu hoch

Die geplanten Überbauungen betreffen das Kernareal des Universitätsspitals; Überbauungen der Universität sind auf dem Sportplatz Wasserwies, im Gloriarank und am Schanzenberg vorgesehen. Letzterer Bau wäre prominenter Teil der «Stadtkrone» und würde sich an Gottfried Sempers ETH und Curiel & Mosers Universitäts-Kollegengebäude anschliessen. Doch dessen Gestaltung wäre dermassen umstritten, dass dieses Vorzeigeprojekt noch





**Volumen-Tsunami:** geplante Neubauten im Zürcher Hochschulquartier.

lange auf sich warten lassen dürfte. Die ETH darf sich im Schmelzbergareal und mit Uni und Unispital an der «Neuen Sternwartstrasse» entwickeln, die autofrei sein wird. Diese soll fast so breit werden wie die Bahnhofstrasse; angesichts der beidseitig geplanten hohen Gebäude dürfte der Boulevard dennoch einigermaßen eng und schattig wirken. Eine Art Stalin-Allee am Fusse des Zürichbergs? Jedenfalls ein hochumstrittenes Projekt, das viele Quartierbewohner bekämpfen wollen.

Da sich das geplante Hochschulquartier an einer markanten Hanglage befindet, hat die projektierte Höherentwicklung der Bauten grosse Auswirkungen auf das gesamte Zürcher Stadtbild. Hier setzt die architektonische Kritik am Masterplan auch hauptsächlich an. Architekt Heinz Oeschger bemängelt, dass zu grosse Volumen an den Zürichberg geklebt würden. Das Frauenspital habe als weithin sichtbare Bausünde der siebziger Jahre eindrücklich gezeigt, dass Hochhäuser nicht an Hanglagen gehörten. Überhaupt werde im Quartiervergleich zu dicht und zu hoch gebaut.

### Überzeugende Alternative

Tatsächlich werden die Hochhäuser von Unispital und Universität den heutigen Turm des Universitäts-Kollegiengebäudes von 1914 überragen; dasselbe gilt für die markante Terrasse der Neuen Kirche Fluntern von 1920. Der gegenüber der Stadt horizontal angelegte Baukomplex («chinesische Mauer») riegelt die Sicht und die Bewegung zur Innenstadt förm-

lich ab, so Oeschger. Dabei bilde gerade die Tatsache, dass der Zürichberg in der historischen Entwicklung «vertikal organisiert» gewesen sei, einen enormen städtebaulichen Vorteil. Jetzt aber mache eine «autistische Achse» die Quartiere Fluntern und Oberstrass zum abgeschnittenen «Hinterland».

Die weitgehende Erhaltung der Bausubstanz des heutigen Universitätsspitals macht angesichts höherer Interessen des gesamten Stadtbildes keinen Sinn. Der Flügel der Poliklinik an der Rämistrasse gegenüber der ETH könnte als Reverenz an Haefeli Moser Steiger bewahrt

---

### Ein Bauriegel wird künftig die terrassierte Anhöhe des Zürichbergs von der Stadt trennen.

---

werden. Ansonsten sind die Gebäude abzubauen und der so gewonnene Baugrund vollständig in den Masterplan einzubeziehen – und zwar mit relativ flach gehaltenen Gebäuden.

Es ist schwer nachvollziehbar, dass beim Ringen um den knappen Baugrund für den angeblichen «Gesundheitscluster» das veraltete Universitätsspital, der Spitalpark und das längst veränderte Anatomiegebäude von 1842 unbedingt erhalten werden müssen. Ein Spital ist ein Kind der jeweiligen planerischen und therapeutischen Ansichten seiner Zeit. Der Bau von 1951 hat seinen Zweck siebzig Jahre lang erfüllt, kann aber den Bedürfnissen eines modernen Spitzenspitals nicht mehr genü-

gen. Ein Park, der C-förmig von Baukörpern umschlossen ist und nicht durchquert werden kann, ist widersinnig. Auch wünschen die Parkbesucher kaum, dass sie von drei Seiten beobachtet werden. Der therapeutische Wert eines Spitalparks tendiert gegen null; jene Patienten, die sich darin ergehen könnten, begeben sich in der Regel in eine Rehabilitationsklinik oder werden nach Hause entlassen.

Die hier vorgeschlagene Gestaltung und intensive Geländennutzung wäre zweifellos zielführender als sperrige Hochbauten auf ansteigendem Terrain. Im Spitalbau haben sich turmartige Gebäude keineswegs bewährt, genauso wenig die räumliche Trennung der Patientenbetten von der Therapie. Denn in hochhausartigen Krankenhäusern warten Ärzte und Pflegepersonal beständig auf den Lift, während die Patienten allenfalls mit dem Tod ringen.

Michael Hengartner, der Rektor der Universität Zürich, verteidigte den gewaltigen zusätzlichen Raumbedarf, der im Zeitalter von Digitalisierung und E-Learning doppelt erstaunt. Es brauche weiterhin Professorenbüros für den Austausch mit Studierenden, aber auch genügend Raum, damit sich diese begegnen könnten. Hengartner wäre laut *Tages-Anzeiger* über eine Volksabstimmung «gottenfroh», denn er ist überzeugt, «dass 80 Prozent der Bürgerinnen und Bürger ein modernes Unispital und eine moderne Universität wollen». Ob hier Seine Magnifizenz die Beliebtheit seiner Institution bei der Bevölkerung nicht doch etwas überschätzt? ○

# Lächelnder Imam mit Pass belohnt

Die Stadt Wil bürgert den umstrittenen Imam Bekim Alimi ein. Führende Politiker baten ihn um Entschuldigung, weil es überhaupt eine Diskussion um seine Einbürgerung gegeben habe. Dabei sind kritische Fragen in diesem Fall besonders angebracht. *Von Philipp Gut*

Bekim Alimi strahlte. Nach dem Entscheid des Wiler Stadtparlaments vom letzten Donnerstag gab der aus Mazedonien stammende islamische Vorbeter lokaler Fernsehstationen entspannt Auskunft. Der Grund seiner Freude: Alimi wird Schweizer. Das Verdikt fiel deutlich aus: 26 Parlamentarier stimmten mit Ja, zehn mit Nein, einer enthielt sich der Stimme. «Ich bin dankbar, in einem Rechtsstaat, in einer Demokratie zu leben», sagte Alimi in die Kameras und lächelte.

Der Imam der albanischsprachigen Moschee von Wil darf im St. Galler Landstädtchen auf breite Unterstützung zählen. Tonangebende Politiker stossen sich daran, dass überhaupt kritische Fragen zu seinem Einbürgerungsgesuch gestellt werden. Nur dank der Initiative eines Bürgers, der die zuvor erfolgte Einbürgerung durch den Einbürgerungsrat angefochten hatte, kam das Geschäft vor das Stadtparlament. Nennt man das nicht Demokratie?

Doch davon wollte die lokale Elite nichts wissen. Ein FDP-Stadtrat meinte entschuldigend, er, Alimi, solle sich nicht grämen, dass es Gegenstimmen gegeben habe. FDP-Fraktionssprecher Mario Breu sagte in der Debatte um die Einbürgerung, er finde es «unschön», dass anstelle der gesetzlichen Prüfung eine «unpassende Islamdebatte» stattgefunden habe. Die Rechtsstaatlichkeit müsse für alle gelten, mahnte ein weiterer FDP-Mann. Der Sozialdemokrat Dario Sulzer, Vizepräsident des Einbürgerungsrats und ehemaliger Stadtparlamentspräsident, fragte sich öffentlich, «was diese Debatte überhaupt mit unserem Geschäft zu tun hat». Die «offenen Anfeindungen» und «pauschalen Vorwürfe» seien «insbesondere in Zusammenhang mit dem Einbürgerungsverfahren höchst irritierend und fehl am Platz». Schliesslich schaltete sich sogar der St. Galler Regierungspräsident Fredy Fässler (SP) ein und meinte, die bekannte Islamismus-Expertin Saïda Keller-Messahli habe sich «radikalisiert» – und nicht etwa Bekim Alimi.

## Widerstand von Frauen

Über diese Voten kann man aus einer gewissen Distanz nur staunen. Denn das Einbürgerungsverfahren ging selbstverständlich nach allen Regeln des Rechtsstaats über die Bühne. Das St. Galler Bürgerrecht (BRG) sieht die Möglichkeit einer Einsprache vor, ebenso, dass das Parlament nach einer vertieften Abklärung über die in Frage stehende Einbürgerung diskutiert und entscheidet – rechtsstaatlich und demokratisch.



*Entscheidende Frage blieb unbeantwortet:* Prediger Bekim Alimi.

Den Mut zu kritischen Fragen haben fast ausschliesslich Frauen, und zwar quer durch die politischen Lager. Eine Grüne wehrte sich ebenso, wie es die Politikerinnen Ursula Egli (SVP) und Erika Häusermann (Grünliberale) taten. Die beiden schrieben einen offenen Brief an den Einbürgerungsrat der Stadt Wil, in dem sie das Vorgehen dieser Behörde kritisierten. Der Einbürgerungsrat habe seinen Entscheid gefällt, ohne abzuklären, «wie sich Bekim Alimi in seiner beruflichen Tätigkeit als Imam seinen Gläubigen gegenüber verhält, insbesondere ob er ihnen gegenüber einen den schweizerischen Grundwerten verpflichteten Islam vertritt». Es gebe Hinweise, dass der Imam «gerade jungen fortschrittlichen Muslimen gegenüber eine fundamentalistische und frauenfeindliche Haltung» zeige. Deshalb forderten die beiden vom Einbürgerungsrat, er solle anerkannte Expertinnen

konsultieren, wie Saïda Keller-Messahli oder Elham Manea. Ohne Erfolg.

Der Einbürgerungsrat liess zwar ein Gutachten erstellen, in dem die Kantonspolizei, das Staatssekretariat für Migration sowie der Nachrichtendienst des Bundes um Auskunft gebeten wurden. Doch die entscheidende Frage – nämlich, ob Bekim Alimi Kontakt zu islamistischen Predigern hat – konnte der Einbürgerungsrat nicht beantworten. Dies könne «weder bejaht noch verneint werden», heisst es in dem Gutachten. Fakt ist indes, dass Alimi regelmässig internationale Islamisten trifft, wie Recherchen der *Weltwoche* in Zusammenarbeit mit Saïda Keller-Messahli zeigen (siehe Interview nebenan).

Im Internet finden sich zahlreiche Belege für die diversen Begegnungen Alimis mit fanatischen Geistlichen. Im albanisch-islamischen Zentrum von Stuttgart traf er den radikalen Prediger Mustafa Terniqi. Dieses Zentrum ist



laut Keller-Messahli berüchtigt dafür, Islamisten einzuladen. In Schweden liess sich Alimi mit dem gemäss Keller-Messahli extremistischen Prediger Ferid Selimi blicken.

### Alimi trifft bekennende Salafisten

Der rege Austausch findet aber auch in umgekehrter Richtung statt. So trat in Romanshorn unter Alimi, dem Präsidenten des Dachverbands islamischer Gemeinden der Ostschweiz und Liechtensteins, der bekannte salafistische Politiker und Abgeordnete Gezim Kelmendi aus dem Kosovo auf. Kelmendi hat hierzulande sogar eine Filiale seiner salafistischen Partei Fjala gegründet. Nachweisliche Kontakte pflegt Bekim Alimi schliesslich zur Besimtari-Moschee in Basel, deren Imam Bunjamin Azizi offen für Hassan al-Banna wirbt, den Gründer der islamistischen Muslimbruderschaft.

### «Wir sind uns zufällig am Flughafen Zürich begegnet, und da ist das gemeinsame Foto entstanden.»

Zu einzelnen dieser Beziehungen äusserte sich Alimi im zitierten Gutachten des Wiler Einbürgerungsrats. So sagt er zu seiner Begegnung mit dem kosovarischen Imam Shefqet Krasniqi: «Zu der damaligen Zeit war Herr Krasniqi noch nicht unter staatlicher Beobachtung aufgrund des Verdachts auf radikalen Salafismus.» Zu einem anderen verfänglichen Dokument, das auf Facebook gepostet wurde und das ihn zusammen mit dem Mazedonier Imberja Hajrulai zeigt, einem bekennenden Salafisten und Antisemiten, meint Alimi: «Wir sind uns zufällig am Flughafen Zürich begegnet, und da ist das gemeinsame Foto entstanden.»

Von der *Weltwoche* um eine Stellungnahme zu den Recherchen gebeten, zeigt sich Alimi leicht genervt: «Wie zum zigsten Male erklärt, pflege ich keine Kontakte zu diesen von Ihnen erwähnten Imamen. Dies ist eine klare Unterstellung. Ein Treffen in einer gleichen Veranstaltung, die übrigens vor über fünf Jahren stattfand, wo andere Imame dabei sind, heisst nicht, die Einstellung aller zu teilen oder gar Kontakte zu pflegen.»

Die Links, die diese Kontakte belegen, schickte Stadtparlamentarierin Erika Häusermann an die involvierten Politiker, aber auch an die Lokalpresse samt dem zum Hause NZZ gehörenden *St. Galler Tagblatt*. Doch dafür interessiert habe sich niemand. «Wir lassen uns blenden: Sobald jemand nett und harmlos erscheint, meinen wir, es gebe gar kein Problem», sagt Saïda Keller-Messahli. Dabei zeige der Fall Alimi, dass immer mehr albanische Moscheen in diesem Land «nicht der Schweiz verpflichtet sind, sondern ausländischen Organisationen und Religionsfunktionären». Man sei in diesem Zusammenhang fast genötigt, von einer «Religionsmafia» zu sprechen, so Keller-Messahli. ○

## Islam

### «Gegensteuer»

### Saïda Keller-Messahli, Kennerin der islamistischen Szene, warnt vor dem Neo-Schweizer Bekim Alimi. Er sei Teil eines ausländischen Netzwerks.

**Frau Keller-Messahli, Sie haben sich gegen die Einbürgerung von Bekim Alimi gewehrt. Was haben Sie gegen den Mann?**

Um Bekim Alimi seriös einzuschätzen, muss man zuallererst wissen, welche verschiedenen Rollen er spielt. Er ist nicht nur Imam, Seelsorger und Islamlehrer, sondern auch Präsident von Digo, dem Dachverband islamischer Gemeinden der Ostschweiz und Liechtensteins. Laut Digo.ch sind das siebzehn Moscheen, doch wird nicht gesagt, welche. Darunter sind auch problematische Moscheen. Zudem macht Alimi bei der Union der albanischen Imame in der Schweiz (Uais) mit, die sich neuerdings Daigs (Dachverband der albanisch-islamischen Gemeinschaften in der Schweiz) nennt. Das sind politisch geprägte Organisationen, die unter dem Einfluss radikaler ausländischer Funktionäre aus Albanien, aus dem Kosovo und aus Mazedonien stehen. In diesem Netzwerk spielt Alimi eine nicht zu unterschätzende Rolle.

**Wie werden diese Organisationen und ihre Moscheen finanziert?**

Diese Frage stellt erstaunlicherweise niemand. Beim Bau von albanischen Moscheen in der Schweiz erleben wir eine richtige Offensive. Neben den Moscheen in Netstal, Wil und Plan-les-Ouates, welche je vier Millionen Franken gekostet haben, wird demnächst eine neue albanische Moschee in Frauenfeld eröffnet. Alimi sagt, das Geld stamme aus Mitgliederbeiträgen und von anderen Moscheen in Europa. Ich vermute, dass es weitere Geldquellen gibt. Anders kann ich mir die Anwesenheit des kuwaitischen Botschafters in Albanien bei der Eröffnung der Moschee in Plan-les-Ouates nicht erklären.

**Geld aufzutreiben, ist ja an sich nicht verwerflich.**

Es geht nicht nur um die undurchsichtigen Geldströme, sondern auch um das Gedankengut, welches in diesen Moscheen verbreitet wird. Bekim Alimi hat Kontakte zu übelsten Predigern. Er trifft sie am liebsten im Ausland; im Kosovo hat er auch den Schweizer Konvertiten Nico-

las Blancho getroffen, der sich demnächst wegen Terrorpropaganda vor dem Bundesgericht zu verantworten hat.

**Lange hiess es, die Balkan-Muslime seien vergleichsweise moderat.**

Nach den Jugoslawienkriegen hat sich das radikal verändert. Seit bald zwanzig Jahren bilden die Saudis Heerscharen von Predigern aus dem Balkan aus. Die Islamische Weltliga hat zwei eigene Zentren in Bosnien, die meisten Muftis haben Kooperationsverträge mit den Saudis und den Katarern unterzeichnet. Hinzu kommt

die Aktivität der Türkei. Der radikale Islam aus den Golfstaaten wird auf dem Balkan implementiert und verdrängt zusehends den traditionell moderaten Islam – und das merken wir auch in der Schweiz.

**Die Zürcher Regierungsrätin Jacqueline Fehr (SP)**

**fordert die staatliche Anerkennung muslimischer Gemeinschaften.**

Der in Verbänden organisierte Islam in der Schweiz ist mehrheitlich ein politischer Islam und repräsentiert höchstens zwölf Prozent der muslimischen Bevölkerung. Ihn als religiöse Gemeinschaft anzuerkennen, käme einer Kapitulation gleich. In den meisten Moscheen werden Mädchen früh von den Knaben getrennt und müssen Kopftücher und lange Kleider tragen. Das darf nicht zur Normalität werden in diesem Land. Wir dürfen nicht Hand bieten zur Etablierung eines rückwärtsgewandten, radikalen Islams, nur weil er gut organisiert ist. Die Union albanischer Imame in der Schweiz hat bereits einen sogenannten Fatwa-Rat installiert. Das ist der erste Schritt hin zu einer Scharia-Gerichtbarkeit, wie man sie von London und anderen europäischen Städten kennt. London ist zum Mekka der Islamisten geworden. Wenn wir nicht aufpassen und entschlossen Gegensteuer geben, werden wir bald auch in der Schweiz eine islamische Paralleljustiz haben. *Philipp Gut*

Saïda Keller-Messahli ist eine der besten Kennerinnen der Radikalisierungstendenzen unter Muslimen in der Schweiz. Zuletzt ist von ihr erschienen: «Islamistische Drehscheibe Schweiz» (NZZ Libro). Ende April erscheint das Buch auf Französisch (Editions Alphil).



Buchautorin Keller-Messahli.



Liebe auf den ersten Blick: Radovan Vitek.

## Scheuer König

Wie nach einer Dorfposse aus dem guten tschechischen Investor Radovan Vitek, der die Bergbahnen in Crans-Montana vor dem Ruin rettete, ein böser ausländischer Oligarch wurde.

Von Hubert Mooser

Mit Radovan Vitek verhält es sich fast wie mit dem Monster von Loch Ness: Die ganze Welt redet über ihn, aber gesehen haben ihn nur ganz wenige. Er sei halt nicht einer, der die Scheinwerfer suche, sagt sein Statthalter in der Walliser Ferienstation Crans-Montana, Philippe Magistretti. Monsieur Vitek konzentrierte sich auf seine Geschäfte und seine Familie. Für anderes bleibe ihm nicht viel Zeit.

Seit einigen Tagen bekommt der medien-scheue Milliardär, der seit knapp fünfzehn Jahren auch in Crans-Montana eine Residenz hat, die Bergbahnen kontrolliert, im grossen Stil Restaurants aufkauft, in neue Hotelkomplexe und Kliniken Dutzende Millionen investiert, mehr mediale Aufmerksamkeit, als ihm lieb ist. Und das alles wegen einer Geschichte, bei der man nicht genau weiss, ob man lachen oder weinen soll.

### Darbellay annullierte alle Termine

Es geht um die Abgeltung von gemeinnützigen Leistungen, welche die Bergbahnen von Crans-Montana für die Ferienstation erbringen soll. Magistretti hat diese Kosten auf insgesamt 2,5 Millionen Franken pro Jahr hochgerechnet. Davon sollten die drei Territorialgemeinden der Ferienstation, Crans-Mon-

tana, Lens und Icoigne, einen Drittel schultern, also rund 800 000 Franken. So habe man das abgemacht, sagt Magistretti. Aber der Präsident der Gemeinde Crans-Montana, Nicolas Féraud, sah das anders: Seiner Meinung nach war die Abmachung die, dass die Gemeinden erst im Fall eines Defizits einspringen würden. Nach monatelangem Hin und Her griff Viteks Statthalter zu etwas robusteren Mitteln. Er stellte nach Ostern den Betrieb der Bergbahnen und Skilifte ein, obwohl sich zu diesem Zeitpunkt noch viele Gäste in der Ferienstation aufhielten.

Und dann ging es los: Eine riesige Empörungswelle schwappte vom Hochplateau hinunter ins Rhonetal, von da über die restliche Schweiz und am Ende, man glaubt es kaum, sogar über die weite Welt. Aus dem guten Investor Vitek wurde ein böser tschechischer Oligarch, aus dem Retter der Bergbahnen von Crans-Montana ein skrupelloser Geschäftemacher.

Der kantonale Wirtschaftsminister Christophe Darbellay (CVP), besorgt um das Image der Ferienregion und der Walliser Olympiakandidatur, annullierte alle Termine, bretterte den Berg hinauf nach Crans-Montana und brachte Magistretti und die drei Dorfpräsidenten an einen Tisch.

Ein paar Stunden wurde geredet, dann war man sich einig: Die Gemeinden zahlen 800 000 Franken an die Bergbahnen, worauf Magistretti die Skilifte wieder in Betrieb setzte. Worauf die Zeitung *Blick* berichtete, der Immobilien tycoon Vitek habe die Ferienstation erfolgreich erpresst.

Dabei ist nicht ganz klar, ob der Tscheche tatsächlich in irgendeiner Weise in diese Dorfposse direkt involviert war oder ob es sich vor allem um einen Machtkampf zwischen Magistretti und der lokalen Elite handelte. Von Vitek selber hat man nichts vernommen, ein Gespräch mit ihm war nicht möglich. Der Tscheche äussert sich so gut wie nie in den Medien.

Ein einziges Mal wurde Vitek in den letzten Jahren in der Presse zitiert. Das war im Herbst 2006, nachdem seine Partnerin in der Nähe von Chamoson mit dem Auto einen Hirsch überfahren hatte. Vitek gab zu Protokoll: Er habe auf dem Beifahrersitz geschlafen und vom ganzen Unfall nicht viel mitbekommen. Und das war schon alles.

Zu den wenigen Auserwählten, die mit Vitek verkehren, gehört der Präsident von Lens, David Bagnoud, der ihn als begeisterten Skifahrer beschreibt. «Er ist trotz seines Geschäfts-



erfolges bescheiden geblieben.» Auch Christophe Darbellay kennt ihn persönlich, seit Bagnoud im Februar 2017 ein Mittagessen zwischen dem angehenden Staatsrat und dem Milliardär in einem aufwendig sanierten Restaurant der Bergbahnen auf Cry d'Err vermittelte. Darbellay erlebte den Tschechen als sehr direkt, als einen, der nicht über vier Ecken herumredet.

### Bergbahnen auf dem Sterbebett

Vor allem ist Vítek aber der Investor, der den mondänen Ferienort vor dem Untergang rettete, wie sein Gefolgsmann Magistretti betont. «Wir haben den Patienten, die Bergbahnen Crans-Montana, auf dem Sterbebett übernommen», sagt er. «Ohne Monsieur Vítek wären heute einige Anlagen nicht mehr in Betrieb, und es gäbe bloss achtzig Kilometer Skipisten statt der gegenwärtigen 140 Kilometer.» Gegen 100 Millionen Franken habe Vítek auf dem Hochplateau investiert, davon habe das lokale Gewerbe profitiert.

Vítek ist im Süden der Tschechoslowakei aufgewachsen. Seine Eltern betrieben nach dem Fall des Eisernen Vorhangs ein Reinigungsunternehmen, das dank lukrativen Verträgen mit staatlichen Einrichtungen florierete. Sein eigener Werdegang ist etwas diffus: Er soll ein Medizinstudium abgebrochen und danach Wirtschaft studiert haben. Die Sendung «Forum» des Westschweizer Radios streute in einem kürzlich ausgestrahlten Kurzporträt jedoch Zweifel über seine akademische Laufbahn. Magistretti bezeichnet den Vorwurf als «lamentabel.» Den Grundstein zu seinem weltweiten Immobilienimperium legte Vítek nach der Privatisierungswelle in der Tschechoslowakei Anfang der neunziger Jahre. Zu diesem Zeitpunkt konnten alle Tschechen Anteile an staatlichen Unternehmen erwerben. Vítek hatte dafür einen guten Riecher und ein glückliches Händchen. Mit seiner Firma Czech

Property Investments ging er auf Einkaufstour, kaufte Immobilien an exklusiven Lagen auf der ganzen Welt, übernahm eine Reihe von Shoppingcenter in Osteuropa, kaufte Schlösser in Südengland – und wo es nötig war, hebelte er manchmal Konkurrenten mit etwas unorthodoxen Methoden aus. Das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* schätzte sein Vermögen auf 3,5 Milliarden Franken.

Als Vítek, der laut einer tschechischen Boulevardzeitung zweimal verheiratet war und vier Kinder hat, in Crans-Montana Fuss fasste, hatte der Ferienort ein paar schwierige Jahre hinter sich. Jahrelang war es aufwärtsgegangen. Aber dann kamen die neunziger Jahre, der Skitourismus war plötzlich nicht mehr en vogue, ein paar schneearme Winter, ein paar misslungene Investitionen, und schon standen die Bergbahnen vor dem Ruin. Die damals noch sechs Territorialgemeinden rauften sich zusammen, vereinten die vier Bahngesellschaften zum Unternehmen Bergbahnen Crans-Montana. Wieder aufwärts ging es aber erst, als der Oberwalliser Unternehmensberater Peter Furger, inzwischen ein schweizweit bekannter Sanierer von serbelnden Sportbahnen, eine weitere Sanierung an die Hand nahm. Im Bahn-Verwaltungsrat sass damals bereits Philippe Magistretti, von einem Investor namens Radovan Vítek wusste er da noch nichts.

### Sukzessive Aktienmehrheit aufgekauft

Diesen lernte er erst in den darauffolgenden Jahren kennen, als ihn Bekannte dem Tschechen vorstellten, so Magistretti. Es war Liebe auf den ersten Blick, denn seither sind die beiden ein eingeschworenes Team, das sich bestens versteht. Magistretti hat grosse Ambitionen, Vítek grosse Pläne. 2013 wird bekannt, dass er gleich neben der Talstation der Seilbahn Cry d'Err einen 200 Millionen Franken teuren Hotelkomplex errichten will. Es folgt die Über-

nahme einer Firma, die den Immobilienpark der Bergbahnen mit eine Reihe von Restaurants und Bistros entlang und auf den Pisten verwaltet. Dann sichert sich Vítek sukzessive die Aktienmehrheit an den Bergbahnen Crans-Montana. Die Gemeinden, finanziell ausgeblutet durch die Sanierungen der letzten Jahre, konnten kein frisches Kapital mehr einschliessen. Natürlich passte die Übernahme der Bergbahnen durch einen kapitalkräftigen Ausländer nicht allen. Aber man war auch froh, dass die Bergbahnen weiter funktionierten.

Dauerhafte Probleme hat das Duo Vítek/Magistretti bloss mit der grössten Territorialgemeinde, mit Crans-Montana, wo Vítek pauschalbesteuert wird. Das Zerwürfnis war derart gross, dass auf Drängen von Dorfpräsident Nicolas Féraud eine Anwältin eingeschaltet werden musste. Wenn Magistretti den Gemeinden etwas mitteilen will, muss er sich heute an die mandatierte Anwältin wenden, die dann alle Gemeinden über Magistrettis Wünsche informiert. Über die Ostertage kam es schliesslich zum Eklat. Magistretti stellte die Bahnen ab, und der alten Tourismuselite in Crans-Montana wurde zum ersten Mal so richtig bewusst, dass sie die Kontrolle über vitale Infrastrukturen verloren hatte. Vítek wolle die komplette Kontrolle über den Ferienort Crans-Montana, nach dem Muster amerikanischer Skistationen, bei denen alles in der Hand eines einzigen Investors konzentriert sei, sagt ein Hotelier.

Das Muster findet sich nicht in den USA, sondern genau gegenüber von Crans-Montana, in Veysonnaz. Seit Jahrzehnten kontrolliert hier ein einziger Mann, Jean-Marie Fournier, der Cousin von CVP-Ständerat Jean-René Fournier, den gesamten Tourismusapparat. Darüber hat sich im Wallis noch niemand aufgeregt – wenn es schon ein Oligarch sein muss, dann haben die Walliser halt lieber einen aus den eigenen Reihen. ○

**GOLF**  
IT'S MAGIC!



*Ich spiele*  
weil ihr Lachen  
schöner ist  
als mein Sieg

Entdecken Sie das Golfspiel  
beim Tag der **offenen Tür**  
in einem Club in Ihrer Nähe!



Melden Sie sich an unter [www.magicgolf.ch](http://www.magicgolf.ch)

# Eritrea: Wende ohne Ende

Die Schweizer Migrationsbehörden wollen 3200 Eritreer zurückschicken. SP-Bundesrätin Sommaruga hat bereits ein Hintertürchen parat, durch das sie noch mehr Asylsuchende aus Eritrea in die Schweiz locken kann. *Von Hubert Mooser*

Es war die erste offizielle Reise von Aussenminister Ignazio Cassis ausserhalb von Europa. Sie führte den Chef des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA) unter anderem in die ferne Mongolei. Hauptzweck der Fernreise war ein sogenanntes Rückübernahmeabkommen, in dem sich die Mongolei dazu bereit erklärte, ihre Staatsangehörigen zurückzunehmen, die sich ohne gültige Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz aufhalten. Das ist nicht so selbstverständlich, wie es sich anhört. Ohne eine solche Vereinbarung ist die Ausschaffung von illegalen Einwanderern fast unmöglich.

Die Mongolei ist kein asylpolitischer Hotspot. Derzeit warten 179 mongolische Staatsangehörige auf einen Entscheid der Schweizer Asylbehörde. Im Vergleich mit den 13000 Eritreern, die im Asylprozess gegenwärtig registriert sind, ist das ein Klacks. Zwingender wäre ein Rückübernahmeabkommen mit Eritrea, sagt SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Doch Cassis gab vor einiger Zeit zu verstehen, dass Eritrea kein Interesse habe an einer Kooperation.

## Vorerst bleiben die Eritreer

Dabei wäre eine Normalisierung der Beziehungen zu diesem afrikanischen Staat jetzt besonders hilfreich – zumal sich selbst bei der für die Asylpolitik verantwortlichen Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) die Erkenntnis Bahn bricht, dass Eritrea offenbar doch nicht (mehr) die von ihr beschriebene Hölle auf Erden ist. Jedenfalls halten ihre Migrationsbeamten eine Rückkehr für zumutbar.

Wie die «Rundschau» von Schweizer Fernsehen berichtete, sollen 3200 Eritreer ihren Status als vorläufig Aufgenommene verlieren. «Vorläufig aufgenommen» bedeutete in den letzten Jahren für Asylsuchende aus Eritrea fast sicher ein definitives Bleiberecht – obwohl die meisten dieser Asylsuchenden keinen anerkannten Asylgrund geltend machen konnten. Noch 2015 sagte Sommaruga dazu: «Es ist undenkbar, dass die Schweiz Menschen in einen Willkürstaat zurückschickt.» Nun geht es offenbar doch, ohne dass sich politisch im angeblichen Unrechtsstaat Eritrea viel geändert hätte.

Vorerst ist die neue Praxis des Staatssekretariats für Migration (SEM) nur eine Ansage. Ohne Rückübernahmeabkommen können die 3200 Eritreer nicht ausgeschafft werden. Freiwillig



Nächster Husarenstreich: Sommaruga.

geht kaum jemand zurück, das zeigt die Statistik. Flüchtlingshilfswerke drohen mit einer Rekurslawine gegen die Verfügungen des Staatssekretariats. Von Januar 2015 bis Dezember 2017 verliessen gerade mal 69 Eritreer die Schweiz aus freien Stücken. Zum Vergleich: Allein im letzten Jahr stellten 3375 Eritreer ein Asylgesuch. Im Jahr davor waren es 5178, 2015 sogar 9966. Laut Bundesamt für Statistik leben heute über 32000 Eritreer in der Schweiz, die meisten kommen nur mit Sozialhilfe über die Runden.

Nie würde Migrationsministerin Sommaruga zugeben, dass sie sich in ihrer Einschätzung zu sehr auf die dramatischen Schilderungen von Menschenrechtlern abstützte und andere Stimmen überhörte. Der Honorarkonsul für Eritrea in der Schweiz, der Mediziner Toni Locher, bemängelt, dass stets der obligatorische Nationaldienst (Militärdienst) in den Vordergrund gerückt worden sei. Dabei habe man ausgeblendet, dass viele Asylsuchende aus Eritrea Frauen seien, die keinen oder nur einen reduzierten Nationaldienst leisten müssten. Erst als bekannt wurde, dass Exil-Eritreer ohne irgendwelche Konsequenzen für Ferien und Familienbesuche nach Eritrea zurückreisten, bekam das von Sommaruga mit gezeichnete Eritrea-Bild Risse.

Locher stellt seit längerem ein Zurückkrebsen in der Asylpraxis mit Eritrea fest, das in den nun bekanntgewordenen Änderungen gipfelt. Offiziell heisst es in Bern, dass man aus dem sogenannten Länder-Bericht Eritrea neue Erkenntnisse über die Situation im Lande gewonnen

habe. Konkret: Eritreische Personen, die noch nie zum Nationaldienst aufgeboten, von diesem befreit oder aus ihm entlassen worden sind, werden neu nicht mehr als Flüchtlinge anerkannt. Weiter verfügte das SEM, dass eine Rückkehr für eritreische Asylsuchende nicht generell unzumutbar sei. Das Bundesverwaltungsgericht hat diese Praxisänderung in zwei Grundsatzurteilen im Januar und August 2017 bestätigt.

Tatsächlich hat sich auch der politische Druck auf die SP-Bundesrätin in den letzten Jahren verstärkt. Dies auch darum, weil ab 2015 eine Reihe europäischer Staaten wie Dänemark vor Ort Erkundigungen einholte und ein differenziertes Bild der Situation in Eritrea skizzierte. Anfang Februar 2016 weilte auch eine Schweizer Parlamentarierdelegation in Eritrea. Der Gruppe gehörten Susanne Hochuli, grüne Ex-Regierungsrätin (AG), Nationalrat Thomas Aeschi (SVP/ZG), Claude Bégélé (CVP/VD), Christian Wasserfallen (FDP/BE) und Yvonne Feri (SP/AG) an. In einem Punkt waren sie sich einig: Eritrea ist kein Nordkorea. Bégélé verglich Eritrea eher mit Kuba.

Viele Parlamentarier in Bern sind heute wie CVP-Präsident Gerhard Pfister der Meinung, dass Bundesrätin Sommaruga sich seinerzeit zu weit aus dem Fenster hinausgelehnt habe, als sie sagte, man könne generell niemanden nach Eritrea zurückführen. Im Bundesrat hat der migrationspolitische Wind ebenfalls gedreht. Mit dem Rücktritt von Didier Burkhalter hat die SP-Bundesrätin einen Mitstreiter verloren, der die Aussenpolitik auch nach den Wünschen seiner Menschenrechtsspezialisten ausrichtete. Sein Nachfolger Cassis hat für die Menschenrechtslobby etwas weniger Gehör und Verständnis.

Jetzt stellt Sommaruga Bundesrat und Parlament vor vollendete Tatsachen: Während ihre Migrationsbehörde eine etwas härtere Gangart gegenüber eritreischen Asylsuchenden bestätigte, liess die Justizministerin eine Gruppe von vierzig Eritreerinnen aus einem Flüchtlingscamp in Libyen in die Schweiz einfliegen – auf Bitte des Uno-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR). Der Bundesrat war über den Husarenstreich nicht informiert. Sommaruga argumentiert nicht mehr mit den schlimmen Zuständen in Eritrea, sondern mit den schlimmen Zuständen im Flüchtlingscamp in Libyen. So macht man aus illegalen Wirtschaftsflüchtlings wiederum echte Asylbewerber. ○





## Tessin-Spezial-Angebot: Boutique-Hotel «Villa Orselina» Die Kunst des Dolcefarniente

See, Berge, Palmen und südländische Lebenslust – wann haben Sie sich zum letzten Mal von der Italianità der Schweiz verführen lassen? Mit diesem exklusiven Leserangebot haben Sie Gelegenheit, das Tessin von seiner schönsten Seite zu erleben.

Jenseits der Alpen zeigt sich die Schweiz von ihrer entspannten Seite. Tauchen Sie ein in die süsse Welt des Nichtstuns im 5-Sterne-Hotel «Villa Orselina». An privilegierter Lage hoch über dem Lago Maggiore erleben Sie ein Paradies der Erholung in einem stilvollen Ambiente.

Sie logieren in einer grosszügigen, individuell gestalteten Suite mit Panoramablick. Ein umfassendes Verwöhnprogramm bietet Ihnen die hauseigene Wellnessoase «La Spa». Für das kulinarische Wohl sorgt der Besuch im «Ristorante di Villa Orselina» mit seiner Kombination aus mediterranen und lokalen Spezialitäten. Bei einer privaten Weinprobe im historischen Weinkeller entdecken Sie die herausragenden Weine der Region.

Tagsüber haben Sie die Wahl zwischen vielen Aktivitäten. In unmittelbarer Nähe befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Ebenfalls in wenigen Schritten erreichen Sie die Standseilbahn nach Locarno

sowie die spektakuläre Luftseilbahn des Tessiner Stararchitekten Mario Botta für einen unvergesslichen Ausflug auf den Hausberg von Locarno, die Cardada (1340 m. ü. M.).



### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Arrangement im Boutique-Hotel «Villa Orselina», 6644 Orselina-Locarno**

**Leistungen:**

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- Garantiertes Upgrade in «Lifestyle»-Suite (90 m<sup>2</sup>)
- 1 Viergangdiner à la carte
- Private Weinprobe im Weinkeller
- Gratis-ÖV; 30 Prozent Rabatt auf Bergbahnen
- Freie Benutzung «La Spa» und Tennisplatz
- 10 Prozent Rabatt auf Massagen und Kosmetik
- Transfers vom/zum Bahnhof bei An- und Abreise
- Parkplatz in der Garage

**Spezialpreise:**

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 520.– (statt Fr. 830.–)  
Ohne Abo: Fr. 580.– (statt Fr. 830.–)  
(p. P. im DZ; exkl. Kurtaxen Fr. 5.80 p. P./Nacht; EZ auf Anfrage)

**Spezialangebot:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 091 735 73 73. Bitte Kennwort «Weltwoche» und Abo-Nummer (falls vorhanden) angeben. Buchbar von So bis Fr bis zum 31. Oktober 2018; ausgenommen Feiertage sowie während der Festivals «Moon&Stars» und «Festival del Film».

**Veranstalter:**

www.villaorselina.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



*Kecke Forderungen:* Mowag-Radpanzer.

# Wie viel Rüstung braucht das Land?

Schweizer Waffenschmieden wollen Exportschranken lockern und mehr Unterstützung auf dem heimischen Markt. Das Geschäft harzt.

Von René Zeller

Braucht die Schweiz eine eigene Rüstungs-basis? Unbedingt, fordert der Arbeitskreis Sicherheit und Wehrtechnik (Asuw). «Die inländische Wehrtechnikindustrie verhindert, dass unsere Armee im Krisenfall komplett von ausländischen Zulieferern abhängig ist.» Das schreibt die Lobbyorganisation der Wehrindustrie, der über vierzig National- und Ständeräte, ehemalige Rüstungschefs und weitere namhafte Vertreter der Armee angehören, in einer Medienmitteilung vom Februar. Die Interessengruppe reagierte damals auf die im Vorjahr realisierten Kriegsmaterialexporte. Mit einem Saldo von 447 Millionen Franken war zwar ein leichter Anstieg erzielt worden. Aber die Exporte hätten sich, so der Asuw, auf tiefem Niveau eingependelt. Das bedeute für die Branche eine «existenzielle Bedrohung».

## Notorische Attacken von links

Gar so alarmierend ist die Situation nicht. 1987, als sich das Ende des Kalten Kriegs abzeichnete, betrug der Anteil der Kriegsmaterialexporte am Gesamtausfuhrvolumen der Schweiz 0,86 Prozent. In den Folgejahren sanken die Zahlen laut Staatssekretariat für Wirtschaft rapide. 1995 betrug der Anteil der Rüstungsexporte noch 0,15 Prozent. Dieses Niveau hat die Schweiz, nach vorübergehenden Anstiegen, 2017 exakt wieder erreicht (vgl. Grafik).

Richtig ist das Lamento der Branche aber insofern, als sie von der Linken notorisch attackiert wird. Der Kriegsmaterialexport-Markt ist straff reguliert. Das ist ein gefundenes Fressen für Armeegegner. Aus deren Sicht sind hier

nicht Arbeitsplätze oder Wertschöpfung oder gar die Bedürfnisse der eigenen Armee relevant. Wer Rüstungsgüter exportiert, schadet dem Frieden, lautet das Mantra. Also gehört dieser Wirtschaftszweig abgesägt.

1997 unterlag die SP mit ihrer Volksinitiative «für ein Verbot von Kriegsmaterial-Exporten». Obschon über 77 Prozent der Stimmberechtigten nein gesagt hatten, doppelte 2007 ein rot-grün-pazifistisches Bündnis mit einem gleichlautenden Volksbegehren nach. Das Resultat war erneut sehr klar (68,2 Prozent Nein).

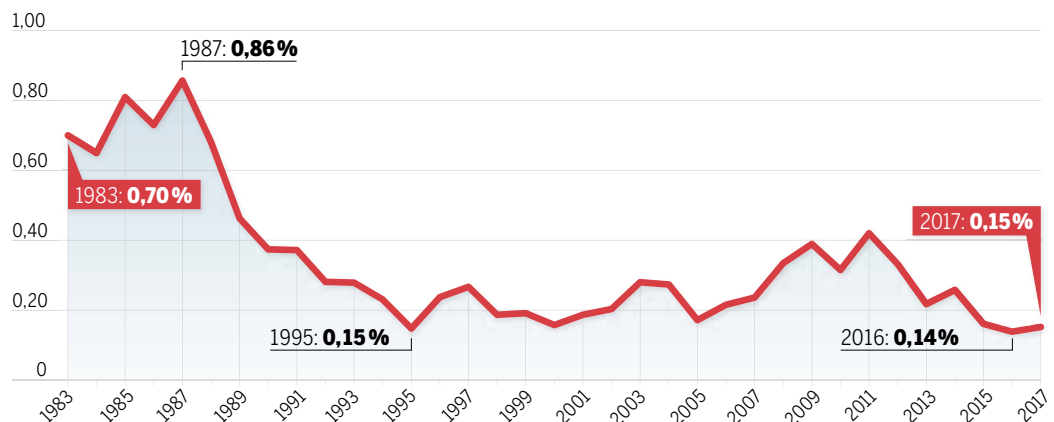
Jetzt versuchen die Armeegegner, der Rüstungsindustrie mit einem neuen Dreh auf die Pelle zu rücken. Die von der Gruppe für eine

Schweiz ohne Armee (GSoA) konzipierte Kriegsgeschäfte-Initiative will die Schweizerische Nationalbank und Pensionskassen daran hindern, ihr Geld in Rüstungskonzerne anzulegen und so indirekt den Export von Kriegsmaterial zu unterstützen. Wiederum hat sich ein buntscheckiges Bündnis formiert. Zuvor galoppieren neben der GSoA die Grünen und Jungen Grünen, Sozialdemokraten und Jungsozialisten. Die Alternative Linke tragt mit, ebenso die Demokratischen Juristen Schweiz, der Freistaat unteres Kleinbasel und die Gesellschaft Schweiz Palästina. Jean Ziegler, Josef Lang sowieso.

Die Volksinitiative werde weitreichende Konsequenzen haben, prognostizieren die Be-

## Kriegsmaterialexporte aus der Schweiz

Anteil am Gesamtausfuhrvolumen seit 1983, in Prozent



QUELLE: STAATSSSEKRETARIAT FÜR WIRTSCHAFT, SECO

*Erholung auf tiefem Niveau.*



fürworter. Gemäss ihren Berechnungen legen die Pensionskassen zwischen 4 und 12 Milliarden Franken in Rüstungskonzernen an. Die Nationalbank habe 2016 über 800 Millionen Franken allein in Atomwaffenproduzenten investiert. Das erfordere zwingend ein Mitspracherecht beim Volksvermögen. Nicht zuletzt stärke die Initiative die Neutralität.

### Seilziehen im vollen Gang

Während noch Unterschriften für die dritte Anti-Kriegsmaterialexport-Initiative innert zweier Jahrzehnte gesammelt werden, ist man auch auf der Gegenseite nicht untätig. Die Schweizerische Gesellschaft für Technik und Armee (STA) nimmt als ausserparlamentarische Kommission des Bundes seit über sechzig Jahren die Aufgabe wahr, als Bindeglied zwischen Armee, Beschaffungsinstanzen, Industrie und Wissenschaft die wehrtechnischen Kernfähigkeiten in der Schweiz zu erhalten. Fritz Gantert, Präsident der STA, forderte an der Herbsttagung 2017 einmal mehr, dass das wirtschaftliche Überleben der Branche «eine Exportpraxis nach europäischem Rechtsstandard» erfordere.

Genau hier setzt die Vorwärtsverteidigung der STA an. Hiesige Rüstungsfirmen wollen Waffen auch in Länder liefern können, in denen ein «interner Konflikt» herrscht. Gemäss Recherchen des *Tages-Anzeigers* wurden Branchenvertreter im November letzten Jahres von der Sicherheitskommission des Ständerats zu einem Hearing eingeladen, darunter die bundeseigene Ruag, die Mowag, Rheinmetall und Thales. Die Rüstungsvertreter kritisierten die verschärfte Bewilligungspraxis des Bundesrats, die zu einem Einbruch der Rüstungsexporte seit 2011 geführt habe. Die Schweiz habe viel restriktivere Bestimmungen als die EU. Ungleich lange Spiesse seien inakzeptabel.

Das Seilziehen um die Lockerung der Kriegsmaterialverordnung ist im vollen Gang. Im Parlament hat der grüne Fraktionschef Balthasar Glättli dem Bundesrat einen Katalog von neutralitäts- und völkerrechtlichen Bedenken unterbreitet. Nichtregierungsorganisationen warnen vor einem «absoluten Tabubruch mit der humanitären Tradition der Schweiz». Den konträren Standpunkt vertritt der freisinnige Urner Ständerat Josef Dittli: «Rüstungsexporte sind völkerrechtlich, ethisch und demokratisch legitimiert.» Das Volkswirtschaftsdepartement plant, das Geschäft vor der Sommerpause dem Bundesrat vorzulegen.

Nach der zäh erkämpften Neuorganisation der Armee rückt der Streit für und wider Rüstungsexporte wuchtig in den Fokus. Zuoberst auf der Agenda steht der Kauf neuer Kampffjets mitsamt Boden-Luft-Verteidigung. Das Projekt «Air 2030» sieht maximal 8 Milliarden Franken für die angepeilten Beschaffungen vor. Das Volk soll das letzte Wort zum Grund-

satzentscheid Luftwaffe, nicht aber zur Typenwahl beanspruchen können.

### «Mittel reichen nicht»

Der Entscheid von Verteidigungsminister Parmelin, den Ball in finanzieller Hinsicht vorerst flach zu halten, ist klug. Doch man täusche sich nicht. Der Einkaufszettel der Armeepaner ist prall gefüllt. Bis 2032 sind alle schweren terrestrischen Waffensysteme – Panzer,

## Die Milizverbände wollen nicht länger zusehen, wie die Politik die Armee als Steinbruch missbraucht.

Artillerie, Schützenpanzer – sowie Aufklärungssysteme, Funkmittel und Schutzmaterial für die Truppe zu ersetzen. Der Chef der Armee, Korpskommandant Philippe Rebord, rechnet vor: «Insgesamt sind von 2023 bis 2032 Investitionen mit Rüstungsprogrammen von insgesamt bis zu 15 oder 16 Milliarden Franken nötig. Die Armee selber kann aus ihrem heutigen Budget von rund 5 Milliarden Franken pro Jahr jeweils 1 Milliarde Franken für Rüstungsprogramme einsetzen.» Weil somit die verfü-

baren Mittel nicht ausreichen werden, sieht der Planungsbeschluss zu «Air 2030» vor, dass dem Armeebudget ab 2021 eine Wachstumsrate von 1,4 Prozent pro Jahr eingeräumt wird.

Die Schweizerische Offiziersgesellschaft (SOG) gibt sich damit nicht zufrieden. «Die vorgesehenen Mittel reichen nicht», prognostiziert SOG-Präsident Stefan Holenstein. In einer Resolution, die von den Delegierten im März verabschiedet worden ist, verlangt die SOG Rüstungsprogramme im Gesamtvolumen von 25 bis 30 Milliarden Franken, um die Armee wieder vollständig auszurüsten zu können und alle Grosssysteme zu ersetzen. Dazu sei die Armee «bis auf weiteres von Sparprogrammen des Bundes auszunehmen».

Das ist eine kecke Forderung. Doch Generalstabsobers Holenstein betont, dass die Milizverbände nicht länger zusehen wollten, wie die Politik die Armee als Steinbruch missbrauche. Gleiches gelte für die existenziell bedrohte Rüstungsbasis. Die SOG sei entschlossen, sich auch hier stärker einzubringen. Die Rüstungsunternehmen ihrerseits werden beweisen müssen, dass sie auch dann noch für die Sache der Armee eintreten, wenn es nicht in der eigenen Kasse klingelt. ○

### Angeschlagene Ruag-Gruppe

Mit knapp zwei Milliarden Franken Jahresumsatz und gut 9000 Mitarbeitern ist der Rüstungs- und Technologiekonzern Ruag das wichtigste Unternehmen der schweizerischen Militärindustrie. Die Eidgenossenschaft ist Alleinaktionärin der Ruag-Gruppe, die einerseits die Schweizer Armee, andererseits andere Armeen und private Märkte beliefert. Das Pflichtenheft setzt das Unternehmen enormen Spannungen aus: Die Ruag soll eine möglichst umfassende Versorgung der Schweizer Armee mit Waffen und Kampfmitteln sicherstellen, ohne dass dies allzu teuer wird. Eigentlich schwebt Bundesverwaltung und Politik eine Art magische Quersubventionierung vor: Der Ruag-Konzern soll an den internationalen Märkten für Rüstungstechnologie, Flugzeugindustrie, Munition oder Raumfahrt so gut schlagen, dass er genug Geld verdient, um zu Hause die Schweizer Armee günstig zu versorgen.

### Wer stützt wen?

Dazu müsste die Ruag im Auslandgeschäft und in zivilen Märkten ein derart kräftiger Technologie- und Vermarktungschampion sein, dass sie die Konkurrenten in den Schatten stellt und auf Margen kommt, von denen andere nur träumen. Ereignisse aus jüngerer Zeit sowie der soeben veröffentlichte Geschäftsbericht zeigen ein anderes

Bild. Neben den 31 Prozent des Umsatzes, die 2017 mit dem Militärdepartement gemacht wurden, entfiel der grosse Rest des Geschäfts auf Verkäufe an ausländische Armeen (13 Prozent) und Zivilkunden (56 Prozent), die eigentlich die Kasse füllen sollten. Aber diese hatten in jüngerer Zeit derart mit Disziplinlosigkeit oder fachlicher Unfähigkeit im Konzern zu kämpfen, dass sich Beobachter allmählich fragen, wer bei der Ruag eigentlich wen subventioniert: Stützt das Geschäft mit Privaten und anderen Militärs die Versorgung der Schweizer Armee oder ist es eventuell sogar umgekehrt?

Jedenfalls ist der Ruf angeschlagen, nachdem von der *Handelszeitung* aufgedeckt worden war, dass ein Vertreter der Ruag zusammen mit Komplizen verdeckte Lieferungen von Waffen nach Russland organisiert hatte. Die Ruag hat Strafanzeige eingereicht und geltend gemacht, dass dies unhaltbar sei. Enttäuschungen gab es aber auch im Geschäft, etwa im Segment Business Aviation, das unter anderem im deutschen Oberpfaffenhofen Flugzeuge wartet oder das zweimotorige Turboprop-Flugzeug Dornier 228 baut. Nach Ruag-Informationen gab es so grosse Qualitätsprobleme in der Liefer- und Produktionskette, dass keines der geplanten Flugzeuge an den Kunden ausgeliefert werden konnte, was die Kosten nach oben trieb und auf den Gewinn drückte. *Beat Gygi*

# Vontobels diskreter Weltgeist

Seit sieben Jahren leitet Zeno Staub die Bank Vontobel – geräuschlos und erfolgreich. Der bescheidene Ostschweizer gilt als Philosoph seiner Zunft. In jungen Jahren gründete er eines der ersten Fintech-Unternehmen der Schweiz. Von Florian Schwab (Text) und Mara Truog (Bild)

Am 21. März 1994 stieg Zeno Staub, Student der Wirtschaftswissenschaften an der Universität St. Gallen (HSG), in Olten in den Schnellzug in Richtung Romanshorn. In Däniken SO wurde der mittlere Teil des Zuges von einem Baukran regelrecht zerschnitten. Bei einem der schlimmsten Bahnunglücke der letzten Jahrzehnte starben neun Personen, Dutzende wurden verletzt. Staub und sein Geschäftspartner hielten sich zum Glück im hinteren Teil des Zuges auf. Sie waren damals in wichtiger unternehmerischer Mission unterwegs. Der gemeinsam überlebte Unfall war ein prägendes Ereignis, wie die gesamte damalige Lebensphase: Gerade hatte die beiden jenes Unternehmen gegründet, welches Staubs weitere Laufbahn vorzeichnen sollte – wir kommen darauf zurück.

Heute ist Staub einer der wichtigsten Köpfe auf dem Schweizer Finanzplatz. Seit 2011 leitet er äusserst erfolgreich die Bank Vontobel als CEO. Wir treffen den Ostschweizer im Hauptsitz des Finanzinstituts an der Zürcher Gotthardstrasse. Das Gebäude versprüht den Geist nüchterner Geschäftigkeit. Die Grundrisse sind zwar durchaus grosszügig, doch auf Extravagantes wird verzichtet. Insofern passt der Chef, den das Branchenportal *Inside Paradeplatz* auch schon als «eher trockenen Typ» geschmäht hat, hervorragend zur Bank. Von Staub sind keine Eskapaden bekannt. Gäste empfängt er nicht in einem prunkvollen Chefbüro, sondern in einem kleinen Konferenzzimmer.

## Innovation trotz Regulierung

In breitem St. Galler Dialekt erklärt Staub die Erfolgsfaktoren seiner Bank: Mitarbeiter, die unternehmerisch denken, und ein Führungsstil, welcher dies fördert. «Bei uns ist nie ein Gremium für einen Entscheid verantwortlich, sondern ein Individuum.» Es gehe also nicht um «Laissez-faire», sondern um den «notwendigen Raum, um sich auszudrücken». Wichtig sei ferner, dass die Familie Vontobel als Ankeraktionärin dem Finanzinstitut «einen langen Atem» gebe. «Der Geist von Hans Vontobel lebt diesbezüglich weiter.»

Betrachtet man Staubs Leistungsausweis, dann scheint diese Formel aufzugehen. Seit er 2011 CEO wurde, hat sich der Aktienkurs von 36 Franken auf gegen 57 Franken erhöht, getragen von einer jährlichen Steigerung des Reingewinns – auf 209 Millionen Franken im letzten Jahr (2010: 147,3 Millionen). Die Mitarbeiterzahl nahm im gleichen Zeitraum von 1346 auf 1688 zu.

Anders als viele andere Schweizer Banken hat Vontobel die Folgen von Finanzkrise und Steuerstreit verdaut. Die Bank hat ein Geschäftsmodell, das auch in der neuen Welt funktioniert. Das Ende des Bankkundengeheimnisses und die zunehmenden regulatorischen Fesseln können Vontobel wenig anhaben. Staub ist überzeugt, dass «Innovation weiterhin möglich» ist. Die Regulierung habe zwar die «Fixkosten erhöht», aber «uns gefällt das Bankgeschäft auch unter diesen neuen Bedingungen».

Für die Zukunft des Schweizer Finanzplatzes ist er zuversichtlich. Heute sei jede Bank unmittelbar für ihren eigenen Erfolg verantwortlich als zu Zeiten des herrschenden Bankgeheimnisses. «Wir haben grosse Chancen, wenn wir als Finanzplatz gemeinsam an der

## Aus Sicht von Konrad Hummler ist Staub «so, wie ein Schweizer Bankier sein sollte».

Wettbewerbsfähigkeit arbeiten», denn «eine erfolgreiche Schweiz macht auch einen Teil unseres eigenen Erfolgs aus».

Unter einem Dach vereint Vontobel ein ansehnliches Privatkundengeschäft, eine sehr erfolgreiche Vermögensverwaltung für institutionelle Kunden (Asset-Management) und eine Investmentbank, die vor allem für ihre strukturierten Produkte bekannt ist. Ist das Familienunternehmen also eine kleine Grossbank? Zeno Staub relativiert. Vontobel sei innerhalb jedes ihrer drei Segmente «sehr fokussiert», was die Komplexität überschaubar halte.

Das eigene Haus kennt Zeno Staub bis in die innersten Winkel seiner Computersysteme. 2001 stiess er zur Bank für eine Informatik-Stabsfunktion, die dem Finanzchef unterstellt war. 2003 wurde er selber Finanzchef, 2006 übernahm er die Leitung des Investment-Bankings und 2008 die Führung des Asset-Managements.

Von den drei Beinen, auf denen Vontobel steht, erachten Analysten das Asset-Management als das stärkste. Die Gewinne haben sich seit 2011 verdreifacht. Mit einem Viertel aller Angestellten erwirtschaftet die Bank in diesem globalen, wettbewerbsintensiven Markt fast die Hälfte ihres Unternehmensgewinns.

Als schwächster Pfeiler gilt das Private Banking (oder Wealth Management). Gemessen an der Mitarbeiterzahl, leistet es einen unterproportionalen Beitrag an den Gewinn.

Auch gelingt es Vontobel weniger gut als manch anderer Bank, die verwalteten Gelder massgeblich zu steigern. Zwar haben die Kundengelder in diesem Segment von 2010 bis 2017 von rund 30 Milliarden Franken auf 45,8 Milliarden Franken zugenommen. Doch andere waren noch erfolgreicher. Die auf das Privatkundengeschäft spezialisierte Bank Julius Bär steigerte im selben Zeitraum die Kundengelder von 170 auf 388 Milliarden Franken.

Laut Branchenkennern sucht Zeno Staub den Kontakt zu den Superreichen weniger als die Glitzerbanker des Private Banking. Das hat auch mit seiner Biografie zu tun. Staub wuchs in bescheidenen Verhältnissen im St. Galler Rheintal auf. Sein Vater war Abwart der örtlichen Kantonsschule.

Nach einer B-Matura entschied er sich für ein Studium an der HSG. Und zwar, weil er dadurch etwas Bedenkzeit gewann bei der Frage, ob er eher Wirtschaft oder eher Recht studieren sollte. An der Universität St. Gallen muss man sich erst nach dem ersten Jahr festlegen. Einmal auf dem volkswirtschaftlichen Pfad, bewarb sich Staub bei der Bank Wegelin um eine Stelle als studentischer Mitarbeiter.

## Durchbruch mit Startup

Damals schickte sich Konrad Hummler mit frischen Ideen an, die St. Galler Kleinstbank von knapp dreissig Mitarbeitern auf zuletzt gegen 750 Mitarbeiter auszubauen – Zeno Staub war Mitarbeiter Nummer 27. Anfang der neunziger Jahre richtete Hummler eine Dachkammer für studentische Mitarbeiter ein. Hier schufen Zeno Staub, Stefan Jaeger (ein Sohn von HSG-Professor Franz Jaeger) und der spätere Wegelin-Teilhaber Steffen Tolle damals Revolutionäres. Unter Anleitung des damaligen HSG-Professors Heinz Zimmermann, Pionier der akademischen Finanzmarkttheorie in der Schweiz, entwickelten sie Computermodelle zur Bewertung von Bankbilanzen. «Es war ein regelrechtes Dream-Team», erinnert sich Hummler. Heinz Zimmermann ergänzt: «Viele Banken hatten damals absolut keine Ahnung, wie sich zum Beispiel eine Zinsänderung auf ihre Bilanz auswirken würde.»

Hummler ermutigte seine beiden jungen Studenten, das zu gründen, was man heute als Fintech-Unternehmen bezeichnen würde. Die Firma Almaxin sollte das für Wegelin entwickelte Wissen auch für andere Banken erschliessen. Doch die Startphase gestaltete sich schwierig. Mit mässigem Erfolg tingelten die





*Geschichte war sein Lieblingsfach:* Erfolgsbanker Staub.

Firmengründer als Handelsreisende durch die Schweiz auf der Suche nach Kundschaft. Womit wir beim Zugunglück von 1994 wären. Schliesslich gewann Almafin die St.Galler Kantonalbank und die Neue Aargauer Bank als erste Kunden.

Zu einem regelrechten Durchbruch führte erst eine Verfügung der Bankenaufsicht. Diese

verlangte, dass Revisionsgesellschaften zukünftig etwas über die Risiken in den Bankbilanzen in Erfahrung bringen müssten. Im Jahr 2000 verkauften die Jungunternehmer Almafin an die BZ Informatik von Martin Ebner, aus der später Avaloq hervorgehen sollte. Bis heute vertrauen etliche hundert Banken weltweit auf Avaloq, darunter Vontobel.

Dabei hatte Zimmermann, als er die theoretischen Grundlagen schuf, «gar nicht daran gedacht, dass diese in der Praxis profitabel umsetzbar würden». Zeno Staub habe ihn in der Entwicklung konkreter Anwendungen «immer wieder überrascht». Der ehemalige Lehrmeister beschreibt Zeno Staub als «überaus belesen» und «philosophisch ausserordentlich bewandert».

#### «Alles kann einen Einfluss haben»

Aus Sicht von Konrad Hummler ist Zeno Staub «so, wie ein Schweizer Bankier sein sollte»: «im Denken unglaublich schnell, messerscharf in der Analyse der Welt und innerhalb des hektischen Finanzbetriebs ein ruhender Pol». Allerdings ist auch Hummler der Ansicht, dass ein bisschen mehr Kraft im Private Banking Vontobel guttäte. Rückblickend, sagt er, «wäre ein Verkauf von Wegelin mit rund 20 Milliarden Franken Kundenvermögen an Vontobel eine gute Lösung gewesen». Zeno Staub betont, die «schiere Suche nach der Grösse» widerspreche dem Firmengeist von Vontobel. Dass man an gezielten Akquisitionen durchaus interessiert sei, zeige beispielsweise der Erwerb der Finter Bank 2015. Auch das Osteuropa-Portfolio der ehemaligen Bank Wegelin hat Vontobel kürzlich bei Raiffeisen eingekauft. Aber, ja, «Wegelin hätte bereits damals durchaus unsere Kriterien erfüllt».

Heute versprüht Zeno Staub ungebrochene Schaffenskraft. Natürlich sei das Geschäft nicht unbedingt einfach. «Investieren ist schwieriger geworden angesichts der Negativzinsen.» Zudem sei die Finanzbranche in den letzten Jahren «zu einer Exportwirtschaft» geworden. Es genüge nicht mehr, sich an Schweizer Gesetze zu halten, sondern aus Sicht der Behörden sei man «grenzüberschreitend» aktiv. Weiter sei auch der Kunde deutlich anspruchsvoller geworden. Als Bank müsse man sich in Sachen Kundenkontakt mit Firmen wie Uber und Amazon messen lassen. «Leider braucht es heute immer noch mehr als zwei Klicks für einen Aktienkauf.»

Eigentlich, sagt Zeno Staub, habe er einmal Geschichte studieren wollen. Und im Banking gehe es ja darum, «Kaufkraft und Handlungsmöglichkeiten» in Form von Geld «durch die Geschichte zu transportieren». Auf der anderen Seite des Tisches sitze jemand, der «in harter Arbeit etwas erwirtschaftet hat». Der Vontobel-Chef ist «überzeugt davon, dass man mit Nachdenken Geld verdienen kann». Schliesslich seien die Marktpreise der «gegenwärtige Durchschnitt aller Meinungen über die Zukunft».

Als neugieriger Mensch informiere er sich über die Geschehnisse in der Welt, denn «alles kann einen Einfluss auf die Preise haben». Die Aktualität des Tages fliesse auf diese Weise direkt ein in seine Aufgaben als Bankier. «Das ist unglaublich faszinierend.» ○



«Grundehrliche Haut»: der frühere guatemaltekkische Staatspräsident Oscar Berger und sein Polizeichef Erwin Sperisen, am 10. April in Genf.

## Was die Genfer Justiz nicht hören will

Der ehemalige Staatspräsident von Guatemala ist nach Genf gereist, um im Fall Sperisen persönlich auszusagen. Doch Staatsanwalt und Richter weigern sich, Oscar Berger auch nur anzuhören. Denn er hat einiges zu sagen, was Ex-Polizeichef Erwin Sperisen entlastet. *Von Alex Baur (Text) und Olivier Vogelsang (Bild)*

Oscar Berger wurde 2004 zum Staatspräsidenten von Guatemala gewählt, er regierte das zentralamerikanische Land bis 2008. Unter seiner Regierung wurden 2006 während einer Razzia im Gefängnis El Pavón sieben Häftlinge getötet. Nächste Woche fängt in Genf der neue Prozess gegen den damaligen Polizeichef Erwin Sperisen an, der für diese Morde verantwortlich sein soll.

Berger ist mittlerweile 72 Jahre alt und lebt zurückgezogen auf seiner Finca. Am politischen Leben nimmt er kaum noch teil. Trotzdem ist er extra nach Genf gereist, um als Zeuge im Sperisen-Prozess auszusagen. Immerhin war Sperisen Mitglied seiner Regierung, die das angebliche Gefängnismassaker angeordnet haben soll. Doch die Genfer Justiz will Berger nicht anhören. Denn was er

sagt, steht einer Verurteilung im Weg. Die *Weltwoche* traf ihn zu einem Gespräch in Genf.

**Herr Berger, Sie selber haben die internationale Untersuchungskommission Cicig nach Guatemala geholt, welche unter Ihrem Nachfolger Alvaro Colom die Mordanklage gegen mehrere Mitglieder Ihrer Regierung erhob, so auch gegen Polizeichef Erwin Sperisen. Was war die Idee?**

Wir sahen, dass es in Guatemala grosse Defizite vor allem bei der Bekämpfung der Korruption innerhalb des Staates gab, die wir selber nicht lösen konnten. Leider kam auch die Cicig nicht weiter. Um endlich einen Erfolg vorweisen zu können, verlegten sich die Ermittler auf die Razzia im Gefängnis El Pavón, in die meine Regierung

involviert war und die ein internationales Echo versprach. Doch alle Prozesse gegen die Beschuldigten – Innenminister Carlos Vielman in Spanien, Polizeikommandant Javier Figueroa in Österreich, Vollzugschef

«Man baute blind auf die widersprüchlichen Aussagen von Schwerverbrechern.»

Alejandro Giammattei und weitere Verdächtige in Guatemala –, alle endeten mit einem Freispruch. Die Prozesse zeigten zudem auf, dass die Cicig mit höchst fragwürdigen Methoden eine Anklage fabriziert hatte. Es bleibt nur noch der Prozess in Genf gegen Erwin.



**Als Staatspräsident trugen Sie eine Mitverantwortung. Wurden Sie ins Recht gefasst?**

Man hat es zumindest versucht. Die Razzia wurde monatelang geplant, unter meiner Führung. Das Gefängnis El Pavón war ein Zentrum des organisierten Verbrechens, das längst jeder Kontrolle entglitten war. Einzelne Häftlinge waren bewaffnet. Alle möglichen Instanzen waren involviert, neben Polizei und Militär namentlich die Staatsanwaltschaft und Menschenrechtsorganisationen. Die Razzia selber wurde von zahlreichen Journalisten beobachtet und als ein Erfolg gelobt. Im Figueroa-Prozess in Österreich wurde ich als Auskunftsperson befragt. Ein Kronzeuge hatte behauptet, er hätte gesehen, wie ich an einer Sitzung teilgenommen hätte, an welcher der Mordplan beschlossen worden sei. Ich zeigte vor Gericht meinen alten Pass und konnte dank den Migrationsstempeln beweisen, dass ich zur fraglichen Zeit gar nicht in Guatemala weilte, weil ich nämlich vor der Uno in New York eine Rede hielt. Der einzige Kronzeuge, der eine konkrete Aussage gemacht hatte, war damit als Lügner entlarvt. Doch in Genf wollte man davon nichts wissen. Ich wurde nicht als Zeuge zugelassen.

**Wären Sie nach wie vor bereit, auszusagen?**

Aber sicher. Doch in Genf wollten weder Staatsanwälte noch die Richter hören, was gegen eine Verurteilung spricht. Insgesamt achtzehn Zeugen der Verteidigung, so wurde mir gesagt, wurden nicht angehört. Ich könnte einiges zur Person von Erwin sagen. Das war nicht erwünscht. Stattdessen baute man blind auf die widersprüchlichen Aussagen von Schwerverbrechern und Mitbeschuldigten, die mit Haftverschonungen und Zeugenschutzprogrammen gekauft worden waren.

**Dann lassen Sie uns wissen, was die Genfer Justiz nicht hören will.**

Ich kenne Erwin seit seiner Kindheit. Er ist nicht der, als der er hingestellt wurde. Wir haben Erwin in die Regierung geholt, weil wir wussten, dass er eine grundehrliche Haut ist. Als Aussenseiter war er nicht in die korrupten Netzwerke bei der Polizei verwickelt, die wir bekämpfen wollten. 2000 Polizisten, die nachweislich gegen das Gesetz verstossen hatten, wurden während seiner dreijährigen Amtszeit aus dem Korps entfernt. Die Modernisierung und die Reformen bei der Polizei waren vielleicht die erfolgreichste und auch allgemein anerkannte Errungenschaft meiner Regierung. Gewiss, es wäre noch viel zu tun gewesen, doch die Resultate waren ermutigend.

**Das schliesst «soziale Säuberungen» nicht aus, die Sperisen vorgeworfen werden.**

Das war nie unsere Politik. Wir wussten, dass einige Häftlinge in El Pavón bewaffnet waren, das war durch Videoaufzeichnungen belegt, die ich selber gesehen habe. Wir rechneten bei der Razzia mit Toten und Verletzten. Gerade deshalb wollten wir den Beauftragten

**«Eine Politik der «sozialen Säuberung» gab es nicht.»**

für Menschenrechte von Anfang an beratend in die Planung einbinden. Er sagte weder ja noch nein, stahl sich aus der Verantwortung. Er wusste, dass es heikel werden würde.

**Es fällt aber auf, dass bei der Gefängnisrazzia just die Spitze der Knasthierarchie eliminiert wurde. Spuren weisen darauf hin, dass zumindest einzelne Häftlinge erschossen wurden, nachdem sie sich ergeben hatten. Diese Männer werden sich kaum selber umgebracht haben. Was sagen Sie dazu?**

Die Spuren sind alles andere als eindeutig, die Aussagen voller Widersprüche. Für mich ist es sehr schwierig, mir ein Bild zu machen. Über 2500 Einsatzkräfte aller Gattungen waren an der Razzia beteiligt. Es wäre vor-



*Ausser Kontrolle: Vollzugschef Giammattei mit Häftlingen.*

stellbar, dass kriminelle Banden den Tumult für interne Abrechnungen nutzten. Die Sitten im Gefängnis waren brutal, Motive gab es viele. Ich weiss es nicht. Ich kann nur wiederholen: Eine Politik der «sozialen Säuberung» gab es nicht. Abgesehen davon würde man so etwas auch nicht unter den Augen Dutzender Journalisten machen, die das Geschehen verfolgten. In einem Rechtsstaat kann man nicht einfach aufgrund vager Verdächtigungen den Nächstbesten einsperren.

**In der Schweiz sass Erwin Sperisen fünf Jahre lang ohne rechtskräftiges Urteil total isoliert in Untersuchungshaft, länger als alle andern – selbst als diese alle freigesprochen waren. Was sagen Sie dazu?**

Es erschüttert mich, dass ausgerechnet in Genf ein derart einseitiger und willkürlicher Prozess geführt wurde. Es ist abscheulich, einen Schuldigen ungestraft laufen zu lassen, doch einen Unschuldigen einzusperren, ist monströs. Ich hielt die Schweiz immer für ein bewundernswert geordnetes Land, und das ist sie wohl auch. Doch der Glaube, dass man aus der Ferne eine derart komplizierte Geschichte in einem derart komplizierten Land wie Guatemala lösen könnte, war vermessen. Ich respektiere die Unabhängigkeit der Justiz, aber ich hoffe, dass die Richter noch einmal in sich gehen. Es lag sicher auch an den NGOs und linken Gruppierungen, die unsere Regierung politisch bekämpften und den «Fall Pavón» zum Fanal machen wollten. Die Untersuchung war von Anfang an verpolitisiert.

**Für Guatemala ist das nichts Aussergewöhnliches. Neben Vinicio Cerezo sind Sie der einzige Präsident der letzten dreissig Jahre, der nach Ende der Amtsdauer nicht persönlich in Strafverfahren verwickelt war oder gar verhaftet wurde. In ganz Lateinamerika ist die Strafjustiz so etwas wie die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Man weiss nie, was politisch und was sachlich begründet ist, zumal die Justiz nicht weniger korrupt ist als die Politik. Die politisierte Justiz wurde damit zur Bedrohung für den Rechtsstaat, den sie eigentlich beschützen sollte.**

Der Kampf gegen die Korruption ist ein grosses und wichtiges Thema. Die Menschen sind es einfach satt, von Leuten regiert zu werden, die, unbeeindruckt von der allgegenwärtigen Not, skrupellos in ihre eigene Tasche wirtschaften. Die Wut ist gross. In Guatemala begann dieser «lateinamerikanische Frühling», und ich glaube nicht, dass er wie der Arabische Frühling scheitern wird. Guatemala ist eine sehr junge Demokratie, die eigentlich erst 1986 mit Vinicio Cerezo begann. Es gab zwar schon früher Wahlen, doch sie waren stets mit eklatanten Mängeln behaftet. Die Institutionalisierung braucht ihre Zeit, es ist ein dorniger Weg, aber ich bin zuversichtlich.

**Letzendlich trägt die Cicig die Verantwortung für das Polit-Justiz-Debakel im Fall El Pavón. Bereuen Sie nicht, diese Institution einberufen zu haben?**

Nein. Es gab Irrungen in den Anfängen, aber es wurden auch Lehren daraus gezogen. Die Korruption ist ein reales Übel, das mit allen Mitteln bekämpft werden muss. Heute konzentriert sich die Cicig auf diese Aufgabe. Es gibt sicher immer noch juristische Exzesse und politische Vereinnahmungen, die korrigiert werden müssen, aber deshalb sollten wir nicht gleich das ganze System über Bord werfen. ○



# Ein Fall für Inspector Barnaby

Hat der Anschlag auf Sergei Skripal eher kriminelle als politische Hintergründe? Einiges spricht dafür, doch werden London und seine Partner dies nach der Eskalation des Streits nicht mehr zugeben können.  
Von Wolfgang Koydl

Es ist die Stunde der greisen Chemiker. Allorts geben sich betagte Herren zu erkennen, die einmal im sowjetischen Chemiewaffenprogramm geforscht haben, und stellen sich als Kronzeugen für die These zur Verfügung, dass Moskau hinter dem Attentat auf den ehemaligen Doppelagenten Sergei Skripal und dessen Tochter Julia im englischen Salisbury gestanden habe. Manchmal scheint es, als ob es in der untergegangenen UdSSR so viele Chemiker gegeben hätte wie Anwälte in Griechenland oder Treuhänder in der Schweiz.

Einer dieser alten Herren freilich verdient besonderes Augenmerk: Leonid Rink. Er arbeitete nicht nur in führender Funktion in dem Geheimlabor in der Stadt Schichany, 500 Kilometer südlich von Moskau, wo Kampfstoffe der Familie Nowitschok hergestellt wurden; er lieferte auch – vermutlich unwissentlich – den Giftstoff für den bislang einzig belegten erfolgreichen Mord mit Nowitschok: 1995 an dem russischen Banker Iwan Kiwelidi und dessen Sekretärin. Das Gift war mit einem Wattebausch auf der Hörmuschel von Kiwelidis Telefon angebracht worden.

## Genug Gift für 4000 Menschen

Bei der Stadt Schichany im Bezirk Saratow handelt es sich übrigens um dieselbe Stadt, welche die britischen Geheimdienste erst jetzt als Herstellungsort von Nowitschok-Chemikalien identifiziert haben wollen. Mit grossem Getöse wurde diese Sensation der Londoner Presse gesteckt. Tatsächlich berichtet die russische Presse seit Wochen offen über dieses Labor.

Für seine Beteiligung an dem Bankermord wurde Rink zu einer erstaunlich milden, einjährigen Haftstrafe verurteilt. Doch was ihn für den Fall Skripal interessant macht, ist etwas anderes: Nach eigenen Aussagen und Unterlagen der Staatsanwaltschaft im südrussischen Saratow betrieb der Chefchemiker in den wilden neunziger Jahren einen schwunghaften Handel mit den hochgiftigen Substanzen, die er schon seit seiner Studienzeit in einer Garage verwahrte.

Sei es, dass er einmal einem Freund aus der Patsche half, der ein Problem mit einem Mafioso bereinigen wollte; sei es, dass er «irgendeinem Typen am Weissrussischen Bahnhof in Moskau» eine Ampulle zur Weitergabe an einen Geschäftsmann zusteckte, der Pläne für eine Pestizidproduktion verfolgte; sei es, dass er ganz einfach Geld brauchte, um Schul-



*Ampullen schlampig beschriftet:* ehemaliger russischer Chemiker Leonid Rink.



*Nicht näher definierte «Geschäfte»:* Attentatsopfer Sergei Skripal (l.) und Tochter Julia.



den zu tilgen. Zu den Käufern zählten nicht näher definierte «Tschetschenen», die auf diese Weise in den Besitz von «neun bis vierzehn Ampullen» mit Nowitschok gelangt seien – ausreichend für den Tod von 4000 Menschen.

Damit erhält der Fall Skripal eine neue Dimension, erhöht sich doch die Zahl der

## Nowitschok für das Skripal-Attentat sei «wie eine Atomrakete auf einen Schuppen abfeuern».

potenziell Verdächtigen. Es muss nicht unbedingt sein, dass die tschetschenische Mafia eine Rechnung mit dem onkelhaft wirkenden Ex-Agenten zu begleichen hatte. Für die Kriminellen waren die Giftampullen eine wertvolle Handelsware, die sie an jeden, der genug Geld dafür bot, zu verkaufen bereit waren.

Aber Skripal könnte sich andere Feinde gemacht haben. Zwischen seiner Pensionierung 1999 als Oberst des Militärgeheimdienstes GRU und seiner Verhaftung als Doppelspion 2004 machte er nicht näher definierte «Geschäfte». Doch «biznes» in Russland lag oft nahe an Geldwäsche, Betrug oder Schutzgelderpressung. Könnte Skripal also ein Opfer krimineller, nicht politischer Machenschaften geworden sein? Ist er eher ein Fall für Inspector Barnaby als für Agent James Bond?

Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, umso mehr, als die angebotenen Motive für den Anschlag dürftig bis aberwitzig sind. So konnte London bis heute nicht erklären, welches Interesse Moskau haben könnte, einen wertlosen Ex-Agenten derart spektakulär mit einem seltenen und leicht als originär russisch zu identifizierenden Giftstoff aus dem Weg zu räumen. Hätte es nicht auch ein vorgetäuschter Selbstmord getan, wie mutmasslich bei dem Oligarchen Boris Beresowski, der ein wesentlich grösseres Kaliber auf der Feindesliste des Kremls war?

### Klagen über mangelnde Wirksamkeit

Das Gift Nowitschok für das Skripal-Attentat, so schrieb ein russischer Kommentator, sei «wie eine Atomrakete auf einen Schuppen abfeuern und dann auch noch nicht treffen». Skripal und seine Tochter sind nicht gestorben, sondern befinden sich augenscheinlich auf dem Weg zur Besserung. Dieser Umstand könnte ein Indiz dafür sein, dass Gift aus den Beständen Rinks verwendet wurde. Einige seiner Kunden beschwerten sich seinerzeit über die mangelnde Wirksamkeit seiner Ware. Er selbst gab zu, dass er die Ampullen mit unterschiedlichen Giften schlampig beschriftet und manchmal verwechselt habe.

Noch verwegener ist die Moskauer Theorie, nach der die britischen Geheimdienste, ange-stiftet von der Regierung, das Attentat selbst

## Affären

# Nein, nein und nein

Obwohl sich Berlin hinter London gestellt hat, bleiben gerade in Deutschland die Zweifel an Moskaus Schuld gross. Wir haben drei wichtigen deutschen Politikern die drängendsten Fragen gestellt.

1 — Ist die westliche Reaktion gerechtfertigt?

2 — Ist sie angemessen?

3 — War der Schulterchluss von EU und Nato mit Grossbritannien voreilig?

4 — Halten Sie die bisher von London vorgelegten Beweise für überzeugend?

5 — Aussenminister Boris Johnson sieht Wladimir Putin als Auftraggeber. Woher nimmt er diese Gewissheit?

6 — Wer steht eher in einer Bringschuld: Russland oder Britannien?

7 — Bei Zweifeln an der russischen Urheber-schaft; wer sonst hätte ein Motiv gehabt?

8 — Beide Seiten waren nicht immer glaubwürdig – bei den Russen gab es den Fall Litwinenko, bei den Briten den mysteriösen Tod des Golfkrieg-Whistleblowers David Kelly. Wem kann man mehr glauben?

### Alexander Gauland, Parteichef Alternative für Deutschland (AfD)

1 — Eine einheitliche westliche Reaktion gibt es nicht. Länder wie Österreich, Bulgarien, Griechenland oder Belgien haben sich nicht angeschlossen. Die Gründe liegen zum einen an traditionell engen Beziehungen zu Russland und zum anderen in dem Unbehagen, sich ohne eindeutige Beweise für eine russische Verwicklung weitreichenden Sanktionen anzuschliessen.

2 — Sie war, wie so oft im Falle Russlands, zumindest voreilig. Wir erkennen eine rote Linie seit den Konflikten in der Ukraine, der Krim-Krise oder dem Krieg in Syrien. Russland sitzt sofort auf der Anklagebank, und Putin ist der Buhmann schlechthin.

3 — Die Erklärung des Labors sagt nichts über eine Schuld Russlands aus. Es gibt bislang keine Beweise, die gegen Russland sprechen. Bis zum Beweis des Gegenteils gilt für Moskau die Unschuldsvermutung.

4 — Von Beweisen kann man nicht reden, es sind eher Indizien.

5 — Das entzieht sich meiner Kenntnis. Putin gilt jedoch bei etlichen westlichen Politikern als eine Art «Gottseibeius-Figur».

6 — Wenn Sie es mit einem Strafprozess vergleichen, dann muss der Ankläger den Angeklagten, also Russland, mit hieb- und stichfesten Beweisen überführen.

7 — Hier bewegen wir uns im Bereich von wilden Spekulationen, zu denen ich nichts beitragen kann und möchte.

8 — Glaubwürdigkeit ist sicherlich ein hohes Gut. Staaten verfolgen oft ganz eigene Interessen, und vor allem selbstbewusste Länder wie Russland und Grossbritannien schützen ihre Einflusszonen. Das sind normale machtpolitische Vorgänge. Das kann einem gefallen oder nicht, aber daran wird sich nicht viel ändern.

### Antje Vollmer, Grüne, ehemalige Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages

1 — Nein.

2 — Unangemessen und hysterisch.

3 — Definitiv, ja. Er beruhte auf unsicherer Beweislage, Ressentiments und Gruppenzwang.

4 — Für nicht ausreichend.

5 — Aus seiner hektischen Charakterstruktur.

6 — In diesem Fall müssen die Briten Beweise vorlegen.

7 — Auf jeden Fall mehrere Geheimdienste.

8 — Für schwerwiegende politische Schlussfolgerungen muss jeder Fall für sich beurteilt werden. Selbst wenn alle britischen Behauptungen zuträfen, wäre die Reaktion des Westens falsch und in den Konsequenzen gefährlich.

### Gregor Gysi, Vorsitzender der Europäischen Linken

1 — Nein.

2 — Nein.

3 — Auf jeden Fall.

4 — Nein.

5 — Keine Ahnung.

6 — Wer eine Beschuldigung ausspricht, hat sie zu beweisen. Ein Beschuldigter darf vor Gericht sogar schweigen.

7 — Wichtig ist, das Interesse zu erforschen. Seit geraumer Zeit tauschen Staaten verurteilte Spione aus. Wenn Russland einen nach einer Haft ausgetauschten Spion anschliessend umbrächte, würde niemand mehr mit Russland Spione austauschen.

8 — Die Politik hat sich insgesamt dem Ruf der Glaubwürdigkeit entzogen. Deshalb ist die Frage nach Interesse und Beweisen zur entscheidenden geworden.

Protokoll: Wolfgang Koydl

verübt hätten. Russlands Begründung: Regierungschefin Theresa May habe von Schwierigkeiten bei den Brexit-Gesprächen mit der EU ablenken wollen. Nun läuft beim Brexit wirklich nicht alles wunschgemäss, aber so verzweifelt ist die Lage beileibe nicht, dass May zu derart drastischen Massnahmen greifen müsste.

#### Urheber des «Pipi-Dossiers»

Was bei der Suche nach Motiven für das Attentat bislang ausgespart wurde, ist die Person des Opfers. Warum sollte ausgerechnet der stille 66-jährige sterben, der nach Aussagen von Nachbarn zurückgezogen lebte, gerne Heimatmuseen besuchte, Mitglied im örtlichen Railway Social Club war und zuweilen «ungeniessbare Würste» grillierte?

Man weiss viel über Sergei Skripals Vergangenheit als GRU-Oberst und als Spion für den britischen Secret Intelligence Service (SIS) sowie über seine Zeit als Häftling in einem Straflager in Mordwinien, wo er sich mit Fäusten aggressiver Mitgefangener zu erwehren wusste. Doch seit seiner Ausreise nach England im Jahr 2010 versiegen die Informationen.

Wie lebte Skripal in den letzten sieben Jahren in der Kleinstadt Salisbury, und vor allem: wovon? Man kann wohl ausschliessen, dass sein ehemaliger russischer Arbeitgeber dem rechtskräftig verurteilten Verräter eine Rente zahlt. Selbst wenn, würde er im teuren England damit nicht weit kommen. Der britische Geheimdienst wiederum lässt treue Mitarbeiter zwar nicht hängen. Die Wohnung etwa, die Skripal und Ehefrau Ludmilla unmittelbar nach ihrer Ankunft in Grossbritannien bezogen, könnte vom SIS bereitgestellt worden sein.

Aber für besondere Grosszügigkeit sind die realen Kollegen von 007 nicht bekannt. Nach unbestätigten Informationen bezahlten sie

Skripal für seine Tätigkeit in den neunziger Jahren 100 000 Dollar in bar. Gab ihm der Dienst auch das Geld für das frei stehende Klinkerhaus in einer ruhigen Sackgasse in einem bürgerlichen Quartier von Salisbury, wo er seit 2011 wohnte? Rund 260 000 Pfund (knapp 300 000 Franken) kostete es, als er es kaufte. Heute sind Immobilien dieser Grösse in Salisbury gut das Doppelte wert.

Als gesichert gilt, dass Skripal in den ersten Jahren nach seiner Ankunft in England «befreundeten» westlichen Nachrichtendiensten Auskunft über grundsätzliche Fragen russischer Spionagepraxis gab. «Er war für eine be-

#### Nach neuesten Plänen sollen Sergei und Julia jeglichem Zugriff aus Russland entzogen werden.

grenzte Zeit von Nutzen», zitierte die *Financial Times* eine Geheimdienstquelle. Darüber hinaus gibt es Hinweise, dass Skripal Kontakt zum privaten Aufklärungsdienst Orbis hielt, der von Christopher Steele betrieben wird, dem ehemaligen SIS-Mann in Moskau und Urheber des «Pipi-Dossiers» über Donald Trumps angebliche Sexspiele in einem Moskauer Hotel, welche längst als Fantasiekonstrukt entlarvt worden sind.

#### Was hat London zu verbergen?

Vielleicht wird tatsächlich irgendwann aufgeklärt, wer den Anschlag auf den Pensionär und seine Tochter wirklich verübt hat. Aber wird dieses Ergebnis auch bekanntgegeben werden? Die britische Regierung hat so viel politisches Kapital in ihre These von den Kreml-Giftmischern gesteckt, dass jedes andere Ermittlungsergebnis mit einem nicht hinnehmbaren Gesichtsverlust verbunden sein würde.

Schon jetzt verdichten sich die Hinweise, dass London etwas zu verbergen hat. An erster Stelle stehen die Versuche, den beiden genesenden Skripals offenbar Kontakte mit Russen zu verwehren – seien es russische Konsularbeamte oder Verwandte. Julia Skripal war jedenfalls sehr gut informiert, als sie ihrer Cousine in einem Telefongespräch vorab mitteilte, dass sie kein britisches Visum für einen Krankenbesuch erhalten werde. «Warum?», fragte Viktoria Skripal. «Nun, die Situation ist im Moment so, dass... Wir reden ein andermal darüber.» Im Hintergrund, da ist sich Viktoria sicher, hörte sie Stimmen anderer Personen.

Nach neuesten Plänen sollen Sergei und Julia Skripal jeglichem Zugriff aus Russland entzogen werden. Wie man der *Times* zugesteckt hat, wollen die britischen Sicherheitsdienste in Abstimmung mit den Kollegen vom amerikanischen CIA Vater und Tochter neue Identitäten und einen neuen Wohnort in den USA verschaffen. ○



### Inside Washington

## Comeys Kriege

### Medien graben peinliche Frühwerke des ehemaligen FBI-Chefs aus.

Der gefeuerte FBI-Direktor James Comey ist drauf und dran, mit seinen heissersehnten Memoiren die Nachrichtenkanäle zu stürmen. Titel des Werks: «A Higher Loyalty – Truth, Lies, and Leadership» (eine höhere Treue – Wahrheit, Lügen und Führerschaft).

Im März hatte der grosse und mächtige ehemalige Gesetzeshüter seiner Twitter-Gemeinde ominös mitgeteilt: «Mr. President, das amerikanische Volk wird sehr bald meine Geschichte zu hören bekommen. Und es wird selbst urteilen können, wer ehrenhaft ist und wer nicht.»

«Bald» ist jetzt, aber das Weisse Haus hielt vorerst inne, um seine Reaktion zu überlegen. Unterdessen hat die *Washington Post* Comeys literarische Frühwerke ausgegraben, welche er als Student im College of William and Mary in Virginia verfasst hatte. Die Zeitung legt dar, dass der Trump-Gegner nicht immer «Amerikas ehrenvollster Pfadfinder» war, wie er von Bewunderern in Washington oft genannt wird. Seinem sonnengebräunt Erzfeind nicht unähnlich, hat Comey in der Studentenzeitung Ranglisten für Frauen aufgestellt und sie zwecks öffentlicher Unterhaltung nach Aussehen klassifiziert. Der Jungjournalist kommentierte das weibliche Angebot der rivalisierenden Harvard Universität und schrieb: «Frauentechnisch ist Harvard trostlos... Harvard-Girls geben alles... um ausgebeulte Jeans zu kaufen und sie auszufüllen.» Er fügte an: «Es gibt sehr wenig Gras auf dem Harvard-Rasen; die Kolleginnen haben alles abgefressen.» Es heisst, der 2,04 Meter lange Chemie- und Theologe-Absolvent seit seiner Frühschriftstellerei reifer geworden. 2003 hat Comey die TV-Köchin Martha Stewart wegen Insidergeschäften strafrechtlich verfolgt, «Amerikas beste Hausfrau» musste fünf Monate hinter Gittern verbüssen.

«A Higher Loyalty» erscheint am 19. April im Buchhandel. Amy Holmes

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich  
Tel. 044 202 12 11  
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:  
Di–Fr 10.00–18.30 / Sa 10.00–16.00 Uhr



# Geräusche des Innenministers

Von Thilo Sarrazin — Horst Seehofer – Hofhund an der Kette oder gefesselter Prometheus?



Seit dem 14. März ist Horst Seehofer Bundesminister des Innern, für Bau und Heimat. Das Innenministerium war mit elf Abteilungen und diversen Stäben schon vorher unübersichtlich gewesen. Mit seinen Zuständigkeiten für die Bundespolizei, die innere Sicherheit, Einwanderung und Asyl verwaltet es alle jene explosiven Themen, die in den letzten Jahren im Mittelpunkt der Politik standen. Der vormalige Innenminister Thomas de Maizière wirkte bei seiner Leitung häufig überfordert. Das lag auch daran, dass er offenbar immer wieder schwankte zwischen den Aufgaben seines Amtes und der Loyalität zur Bundeskanzlerin, die ihren abenteuerlichen Kurs in der Einwanderungs- und Asylpolitik gegen den eigenen Innenminister durchsetzte.

Angela Merkel hat de Maizière für seine Selbstenttäußerung nicht belohnt. Im Koalitionspoker um die Verteilung der Ministerien musste er Horst Seehofer weichen. Der hatte als bayerischer Ministerpräsident seit 2015 verschiedentlich den Aufstand gegen die Einwanderungspolitik der Bundeskanzlerin geprobt, aber den starken Worten niemals Taten folgen lassen. Die bayerischen Wähler bestrafte ihn im September 2017 bei der Bundestagswahl für seine Unentschlossenheit: Die CSU sank von 49,3 auf 38,3 Prozent der Wählerstimmen, und die AfD holte 12,4 Prozent.

## Gegenteil von Fokussierung

Damit war Horst Seehofers Schicksal als bayerischer Ministerpräsident besiegelt. Er musste Markus Söder weichen. Jetzt hat er als Bundesinnenminister sein letztes grosses öffentliches Amt angetreten. In Berlin ist er nun in Angela Merkels neuer Regierung für alle jene Themen zuständig, wegen deren er seit 2015 mit der Bundeskanzlerin ständig über Kreuz lag: Einwanderung, Asyl, Grenzschutz, innere Sicherheit, Terrorismus, Islam.

Für Horst Seehofer wurde das Innenministerium noch weiter aufgeblasen, indem man es erweiterte um die Zuständigkeiten des ehemaligen Bauministeriums sowie eine neue Zuständigkeit für «Heimat», die erst noch mit Leben gefüllt werden muss. Sage und schreibe

fünf beamtete Staatssekretäre unterstützen den Minister, dazu kommen drei parlamentarische Staatssekretäre.

Rätselhaft ist mir, einem langjährigen, erfahrenen Ministerialbeamten, wie das noch vernünftig koordiniert werden kann. Anfang der achtziger Jahre hatte ich unter zwei Ministern das Ministerbüro im Bundesfinanzministerium geleitet. In unserem riesigen Ministerium gab es neun Abteilungen, zwei beamtete und zwei parlamentarische Staatssekretäre. Ich sass regelmässig bis in die Nachtstunden, damit der Minister den Überblick behalten und den Kopf für das Wesentliche freihalten konnte.

Auch der Sinn einer solchen Zusammenballung von Zuständigkeiten in einem Ministerium erschliesst sich nicht. Das Ganze wirkt wie der Versuch einer Nebenregierung im Innenministerium und ist das genaue Gegenteil von Fokussierung.

Dabei könnte es so einfach sein. Horst Seehofer ist nun als Innenminister für alle jene Themen zuständig, die in den letzten Jahren zwischen ihm und Angela Merkel strittig waren. Wenn er seine Arbeit richtig macht, dürfen wir bald konkrete Vorschläge zu folgenden Themen erwarten:

- Wirksame Beschleunigung der Asylverfahren
- Zügige und vollständige Abschiebung der abgelehnten Asylbewerber
- Versorgung und Betreuung von Kriegsflüchtlingen nahe der Heimat
- Wirksamer Schutz der deutschen und europäischen Grenzen gegen illegale Einwanderung
- Beschränkung der Einwanderung auf eindeutige Fälle politischen Asyls und auf qualifizierte Arbeitskräfte, deren kultureller Hintergrund zu Europa passt.
- Beschränkung des Familiennachzugs auf anerkannte Asylbewerber
- Verhinderung von Betrug und Sozialmissbrauch durch illegale Einwanderer
- Vollständige Erfassung von und wirksamer Schutz vor islamistischen Gefährdern
- Angebote für bessere Integration und Sanktionen gegen jene, die sich nicht integrieren und der europäischen Kultur und Lebensart ablehnend gegenüberstehen.

Um auf diesen Gebieten Erfolg zu haben, müsste Horst Seehofer energiegeladener, extrem fokussiert und bereit zum persönlichen Risiko sein, denn das Kanzleramt und das SPD-geführte Justizministerium werden ihm Steine in den Weg legen, wo es nur geht, und für Gesetzesänderungen braucht man sowieso die Stimmen aller drei Koalitionspartner im Bundestag.

Alle Geräusche des neuen Innenministers in den Medien werden sich je länger, umso höher anhören, je mehr Zeit ohne wirkliche Taten und Erfolge verstreicht.

Seinen ersten grossen Aufschlag in den Medien machte der neue Innenminister mit der Äusserung, dass der Islam nicht zu Deutschland gehöre – eine Feststellung, die ungefähr so intelligent und weiterführend ist wie die gegenteilige Feststellung des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff im Jahr 2010, dass der Islam zu Deutschland gehöre.

Die Vermischung von Norm und Wirklichkeit kann immer nur zu geistiger Unordnung führen. Richtig ist, dass in Deutschland einige Millionen Muslime leben. Richtig ist auch, dass die Art, wie viele Muslime sich von der Kultur

der europäischen Aufnahmeländer abgrenzen und diese ablehnen, zu gesellschaftlichen Spannungen führt. Dafür sorgen auch unterdurchschnittliche Bildungsbereitschaft, überdurchschnittliche Kriminalität und die Bekleidungs Vorschriften für das weibliche Geschlecht mitsamt seiner Unterdrückung.

Horst Seehofer sollte Vorschläge machen, wie man solche Integrationsdefizite beheben kann, und er sollte seine undurchdachte Obergrenzenpolitik überprüfen. Die Wirtschaftsfüchtlinge und Asylbewerber, die nach Deutschland kommen, sind überwiegend Muslime, so dass sich das Problem, das



Horst Seehofer.

Merkel wird alles tun, damit Seehofer über die eigenen Füße stolpert.

Horst Seehofer zu bekämpfen vorgibt, durch seine Einwanderungspolitik ständig verschärft.

Angela Merkel wird alles tun, damit Horst Seehofer im Innenministerium über die eigenen Füße stolpert. Sie will ihn in seiner Ohnmacht vorführen. Für die einen wird er dann lächerlich wirken – als kläffender Hofhund, der seine Kette nicht abschütteln kann. Für die anderen wird er eine tragische Figur sein – ein gefesselter Prometheus. Gescheitert wäre er in beiden Rollen. Als stolzer Adler, der über den Niederungen kreist, wird er jedenfalls nicht in die Geschichte eingehen, wenn er als Bundesinnenminister so weitermacht.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

# «Sie liefern sich freiwillig aus»

Die sozialen Medien werden für die Werbetreibenden immer wichtiger. Bereits fliesst ein Fünftel des jährlichen Werbevolumens an Google und Facebook. Die *Weltwoche* hat führende Köpfe gefragt, wie sich der Facebook-Skandal auf die Branche auswirken werde.

**Axel Beckmann,**  
CEO Group M Services AG



«Der Facebook-Skandal ist ohne jeden Zweifel nur eine Fussnote in der fortschreitenden Digitalisierung der Werbung. Rein aus Sicht der werbetreibenden Wirtschaft ist ja auch nichts Schlimmes passiert. Die bekannten Probleme rings um Cambridge Analytica, Russlandaffäre oder Brexit haben nichts mit der Performance der kommerziellen Werbekampagnen zu tun. Man könnte eher zynisch darauf hinweisen, dass Kampagnen auf Facebook offenbar Wirkung zeigen. Als Werbungtreibender kann man sich natürlich die Frage stellen, ob man ein Unternehmen, das so lax mit Daten umgeht, mit Werbebudgets unterstützen will. Aber das ist eine moralisch-ethische Frage, die nichts mit dem Return on Investment (ROI) zu tun hat. Ganz ohne Konsequenzen bleibt der Skandal gleichwohl nicht, Facebook wird seinen Kontrollaufwand erhöhen müssen (wie Youtube vor etwa einem Jahr), und das ist zu begrüßen. Solange diese Player hohe Reichweiten mit recht verlässlicher Zielgruppenansprache bieten, werden sie genutzt werden. Datengetriebene Konsumentenansprache ist schnell, genau und zuverlässig – genau das sucht unsere Industrie.»

**Roman Hirsbrunner,**  
CEO Jung von Matt/Limmat



«Die Werbeindustrie hat schon immer versucht, ihre Botschaften möglichst zielgruppengenau auszuspielen. Und sie wird diese Technik weiterhin nutzen wollen. Deshalb ist der gegenwärtige Skandal sicher nicht das Ende der Targeting-Technologien. Der Facebook-Skandal wird aber vor allem Facebook und alle Unternehmen in die Pflicht nehmen, die Daten sammeln, nutzen und mit ihnen handeln. Und das ist gut so! Wir müssen einen Weg finden, datengetriebenes Marketing verantwortungsvoll, überprüfbar und transparent umzusetzen. Es darf nicht sein, dass die Werbeindustrie Daten ohne das Wissen der User nutzt. Wenn wir das schaffen, wird der aktuelle Skandal eine Fussnote in der Entwicklung zielgruppenrelevanter Marketingmethoden sein.»

**Maria Brinkmann,**  
Business Director Zenith



«Die Digitalisierung der Werbung lässt sich durch keine Skandale aufhalten. Die Werbung ist da und wird immer da sein, wo sie die Menschen erreicht. Jeder Skandal wirft den Scheinwerfer nicht nur auf die digitale Werbeindustrie und deren Techniken, sondern stellt unzählige Fragen an die Nutzer selbst: Wir erleben gegenwärtig, dass niemand kontrollieren kann, was in der digitalen Welt passiert. Trotz aller Datenskandale liefern sich heute die meisten Nutzer freiwillig aus, aber genau das wird sich ändern. Die Einführung der Datenschutzrichtlinie GDPR in der EU ist der erste Schritt dazu, dass ein durchschnittlicher Nutzer öfter entscheiden muss, was mit seinen Daten geschieht. Und dieses Wissen um die eigene Macht und Verantwortung wird die Werbeindustrie verändern und beschäftigen, mehr als jeder Skandal.»

**Thorsten Schoen**  
CEO, MMB Media Agentur AG



«Natürlich sind die Privatsphäreinstellungen in sozialen Medien komplex und nur für den versierten Nutzer verständlich. Zweifelsohne mangelt es an Sicherheitsvorkehrungen für jene, die beispielsweise über einen Entwickleraccount auf Daten zugreifen können. Daraus einen reinen «Facebook-Skandal» zu konstruieren, wird der Komplexität des Themas jedoch nicht gerecht. Rufen wir uns mal kurz die Brand-Safety-Affäre rund um Youtube in Erinnerung: Werbung von namhaften Brands wie Swiss Life, Ricola, Swisscom u. a. wurde im Umfeld von extremen oder extremistischen Inhalten angezeigt – von den Werbeauftraggebern selbstverständlich weder beabsichtigt noch erwünscht. Agenturen und Kunden, die solche Platzierungen einsetzen, müssen zwingend entsprechende Tools und Mechanismen beherrschen, um ihre eigene Brand-Safety sicherzustellen. Die fortwährende Datensammelwut der Tech-Giganten ist also nur ein Teil des grossen Ganzen. Es wäre daher blauäugig, die Verantwortung gänzlich in den Schoss von Facebook und Co. zu legen.»

**Thomas Wildberger,**  
CEO Publicis Communications



«Bei allem, was in den nächsten Jahrzehnten mit der Digitalisierung noch auf uns Menschen einwirken wird, wird diese Angelegenheit tatsächlich höchstens als Marginalie in Erinnerung bleiben. Ich würde sie ausserdem auch nicht als Skandal bezeichnen, sondern als naiven Fehler, den Facebook nun korrigiert, indem bei politischer Werbung ab sofort ausgewiesen werden muss, wer dafür bezahlt. So kann Missbrauch zwar nicht ganz ausgeschlossen, aber deutlich reduziert werden. Das Gute an dieser Art von Vorfällen ist jedoch, dass wir alle immer weiter sensibilisiert werden, verantwortungsvoll und respektvoll mit Daten umzugehen – angefangen übrigens bei unseren eigenen. Anbieter wie Facebook, Unternehmen und Werbeagenturen tun gut daran, transparent und professionell in Austausch miteinander zu treten, um zu gewährleisten, das beste Produkt für die Konsumenten bei gleichzeitiger Wahrung der Privatsphäre anzubieten. In der Konsequenz zwingt das die Unternehmen, substantielle Angebote zu erstellen. Und uns Agenturen, gute, relevante Ideen zu entwickeln, die Menschen nicht nerven, sondern unterhalten und unterstützen. Das ist in der Werbung immer noch die beste Methode, um ehrliche Interaktion und Reichweite aufzubauen.»

**Alexander Segert,**  
Geschäftsführer Goal



«Was früher die «Buurezmörge» waren, ist heute Facebook. Jeder neue Kanal in der Kommunikation, vor allem in der politischen Kommunikation, wird primär erst einmal «verteufelt». Wie in der kommerziellen Werbung haben sich die Social-Media-Kanäle aber auch in der politischen Kommunikation fest etabliert und sind aus dem Media-Mix nicht mehr wegzudenken, auch wenn sie in der Schweiz noch nicht den Stellenwert eingenommen haben, wie dies in den USA bereits der Fall ist. Diesem Trend werden wir uns nicht widersetzen können, selbst wenn es von Seiten der etablierten politischen Kaste – wie etwa in Deutschland durch den ehemaligen SPD-Innenminister Heiko Maas oder innerhalb der EU – Zensur- oder Ein-



schränkungstendenzen gibt. Können Facebook und Co. weiterhin erfolgreich in der politischen Kommunikation eingesetzt werden, werden sich diese Kanäle weiter durchsetzen.»

**Lahor Jakrlin, Gründer  
Werbe- und Web-Agentur Fruitcake**



«Ja, der Facebook-Skandal – es ist ein heilender! – hat bereits Folgen in der Werbepraxis und wird auf die Entwicklung des Online-Marketings Einfluss haben. Adwords und Anzeigen bei Google oder

bezahlte Posts auf Social Media (über 90 Prozent davon entfallen auf Facebook) haben den Werbemarkt in wenigen Jahren überrollt und enorme Mittel ins ferne Ausland abgezügelt. Doch trotz Euphorie der Mediaplaner und der Marketingverantwortlichen auf Auftraggeberseite (bei KMU grassiert eine Do-it-yourself-Epidemie) blieb immer die Ungewissheit, wie viele der erzielten Ergebnisse auch tatsächlich solche sind. Viele Versprechen der sozialen Medien sind zwar in Form von Statistics «nachweisbar», schale Gefühle bleiben aber: Welches sind echte und welches konstruierte Kontakte? Der Fall Cambridge Analytica bildet nun eine Art Zäsur, denn Facebook hat bei Werbern und Auftraggebern Vertrauen verloren: Stopfen wir schwarze Löcher? Mehrere Mediakunden und wir haben reagiert und – vorerst bei Facebook – Einsätze reduziert und in einem Fall gestoppt. Die Diskussion beginnt.»

**Claire Malicet,  
Social Media Expert, Mediatonic**



«Vor einigen Jahren wurde Snapchat mit einem Fehler konfrontiert, der es dem Unternehmen ermöglichte, alle von einem Benutzer empfangenen und gesendeten Fotos wiederherzustellen. So viel

zum Konzept des Augenblicks und Vergänglichens, das das Unternehmen damals vertrat. Heute ist dieser Skandal weitgehend vergessen. Fünf Jahre später läuft die App sehr gut und verzeichnet ein starkes Wachstum bei den Werbeeinnahmen und Investitionen. Ist dieser Bug, dieses Leak weniger wichtig als der von Facebook heute? Es sei daran erinnert, dass die GAFAs (Google, Apple, Facebook, Amazon) seit einigen Jahren Daten austauschen und verkaufen. Bei Mediatonic glauben wir, dass es heute vor allem um die Kristallisation eines globalen Problems geht: Von wem und wie werden persönliche Daten verwaltet? Dieser Skandal findet in einem internationalen Kontext statt, der aber unserer Meinung nach weder den Prozess der Digitalisierung noch die Monetarisierung des digitalen Raums langfristig beeinträchtigen wird.»

Umfrage: **Florian Schwab**

## Zensur

# Facebook-User klagen zurück

**Erstmals hat ein zensierter Kommentator bei einem deutschen Gericht die willkürliche Sperrpraxis von Facebook juristisch angefochten. Mit Erfolg. Von Joachim Nikolaus Steinhöfel**



*Keine Privatangelegenheit:* Steinhöfel.

Die Lösch- und Sperrpraxis von Facebook sorgt in Deutschland seit geraumer Zeit für rote Köpfe. Erst kürzlich löschte der Internet-Gigant einen Kopftuchkritischen Kommentar von Serap Güler, der Integrationsstaatssekretärin Nordrhein-Westfalens (CDU). Nach Protesten sprach Facebook von einem «Versehen», stellte das Posting wieder her und entschuldigte sich. In den Genuss solcher Rückzieher kommen aber lediglich Prominente, nicht aber Tausende von gemeinen Nutzern, die täglich ausgesperrt werden. Facebook lässt sich in aller Regel nicht einmal zu einer Antwort herab.

Mit dem sogenannten Netzwerkdurchsetzungsgesetz, das die Betreiber von sozialen Netzwerken zur Zensur ungehöriger Äusserungen verpflichtet, hat sich die Praxis verschärft. Im Zweifel wird gesperrt. Doch die User beginnen sich zu wehren. Auf der Website «Facebook-Sperre – Wall of Shame» sind zahlreiche Fälle willkürlicher Blockaden dokumentiert.

Nun formiert sich auch juristischer Widerstand gegen die systematische Zensur, die mit der in der Verfassung garantierten freien Meinungsäußerung kollidiert. Erstmals hat nun ein Gericht Facebook gezwungen, eine Blockade aufzuheben.

Am 8. Januar 2018 verlinkte die *Basler Zeitung* einen Artikel mit dem Titel «Vik-

tor Orbán spricht von muslimischer «Invasion» via Facebook. Der ungarischen Regierungschef, ist dort zu lesen, «wundert sich, wie in einem Land wie Deutschland [...] das Chaos, die Anarchie und das illegale Überschreiten von Grenzen als etwas Gutes gefeiert werden konnte».

Der Nutzer Gabor B. kommentierte den Post: «Die Deutschen verblöden immer mehr. Kein Wunder, werden sie doch von linken Systemmedien mit Fake-News über «Facharbeiter», sinkende Arbeitslosenzahlen oder Trump täglich zugemüllt.»

Dieser Kommentar erhielt in kurzer Zeit die meisten Likes. Doch dann griffen die Zensoren von Facebook ein, löschten den Kommentar und sperrten B. für dreissig Tage.

Man mag die Ansicht von B. teilen oder die Äusserung als polemisch erachten. Doch es handelt sich klar um eine Meinung, die weder richtig noch falsch ist. Bisweilen wird zwar argumentiert, Facebook habe eine Art «Hausrecht» und könnte nach Lust und Laune löschen und sperren. Dem ist nicht so.

### Teilhabe am Meinungs Austausch

Herr B. beschloss, sich zu wehren, und beauftragte das Anwaltsbüro des Schreibenden. Facebook hob auf unsere Abmahnung hin die Sperre zwar auf, nicht aber die Löschung. Die Anwälte des Internet-Riesen teilten mit, dass eine «erneute sorgfältige Überprüfung zu dem Ergebnis [kam], dass die Gemeinschaftsstandards korrekt angewendet worden waren und der Inhalt daher nicht wiederhergestellt werden kann».

Das Landgericht Berlin hat nun über eine einstweilige Verfügung dem Unternehmen unter Androhung von Ordnungsgeldern von bis zu 250 000 Euro oder Ordnungshaft verboten, den zitierten Kommentar zu löschen oder B. deswegen zu sperren. Es handelt sich dabei um die erste derartige Gerichtsentscheidung in Deutschland, und diese ist richtungsweisend. Die Teilhabe am Meinungs Austausch auf einem Netzwerk mit marktbeherrschender Stellung ist keine Privatangelegenheit, sondern eine grundlegende Rechtsfrage.

**Joachim Nikolaus Steinhöfel** ist Rechtsanwalt und Blogger in Hamburg.



Warum sind die Banden dazu übergegangen, unbeteiligte Passanten anzugreifen?

## Hauptstadt der Kriminalität

Die Stadt von Jack the Ripper schockt mit neuen Rekorden von Mord und Totschlag. Ich fürchte, dass wir in London erst am Anfang einer katastrophalen Entwicklung stehen.

Von Mary Wakefield und Artur Bodenstern (Illustration)

Anfang 2015 zog ich nach Islington, in einen der begehrtesten und am dichtesten bevölkerten Stadtteile im Norden Londons. Was ich damals nicht wusste: Mein neues Quartier lag genau an der Grenze zwischen zwei dort operierenden kriminellen Banden – der «Essex Road Gang» und den «Red Pitch». London muss man sich als zwei Städte auf einem Raum vorstellen: hier die Stadt der Berufstätigen, die tagtäglich zur Arbeit fahren und Karriere machen wollen, dort die Stadt katastrophaler Sozialbausiedlungen, in denen Alleinerziehende mit ihren Kindern wohnen und verwahrloste Jungs, die Messer auf sich tragen und sich Banden anschließen.

In London findet man beides in unmittelbarer Nachbarschaft: ganze Strassenzüge mit millionenschweren Häusern neben Wohnblocks, in denen Gesetzlosigkeit herrscht. Aber solange es nicht gerade um den Kauf und

Verkauf von Drogen geht, gibt es kaum Berührungspunkte zwischen diesen beiden Welten. Die Strassenjungen haben keine Chance, in einem bürgerlichen Beruf Karriere zu machen. In ihrem Leben geht es darum, sich Respekt zu verschaffen, indem sie härter, schlimmer und brutaler sind als die anderen. Dieses Problem existiert seit Jahrzehnten, aber in jüngster Zeit wird es immer kritischer, auch wegen der Massnahmen, die von unserer Premierministerin eingeführt wurden, als sie noch Innenministerin war.

### Es begann mit den «Mopedverbrechen»

Weil ich in einer Gegend wohne, wo die Territorien zweier Banden aufeinanderstossen, habe ich in den letzten Jahren die zunehmende Kriminalität beobachten können, die inzwischen international Schlagzeilen macht. Ich habe Gruppen von Jugendlichen gesehen

(überwiegend, aber nicht ausschliesslich junge Schwarze), die einander mit Messern bekriegen. In unserem lokalen Park haben wir hufenweise versteckte Messer gefunden. Im Juni 2015 wurde auf einem Kinderspielplatz in meiner Strasse ein achtzehnjähriger Schwarzer namens Stefan Appleton von einem anderen jungen Schwarzen (einem Mitglied der Red Pitch) mit einem Zombie-Killer-Messer massakriert. Da ich in meiner Reportage die Hautfarbe der beiden Jungs erwähnt hatte, wurde ich als Rassistin bezeichnet.

Ironischerweise hat die verbreitete Sorge, als Rassist zu gelten, zu den Problemen der schwarzen Briten beigetragen.

Was immer Theresa May heute sagt, in ihrer Zeit als Innenministerin (2010–2016) war es ihre feste Überzeugung, dass die Kriminalität weiter zurückgehen werde und rigorose polizeiliche Kontrollen rassistisch seien. Sie be-



hauptete, junge Schwarze würden unverhältnismässig oft angehalten und durchsucht, obwohl ihr anderslautende Zahlen vorlagen. 2015 bekam die Polizei die Anweisung, Jungen auf gestohlenen Mopeds nicht zu verfolgen, wenn sie keine Helme trügen, weil man befürchtete, sie könnten sich bei einem Unfall Verletzungen zuziehen. Der damalige Bürgermeister von London, Boris Johnson, hielt das für einen grossen Fehler, der die Polizeiarbeit schwäche. Die Entwicklung hat ihm recht gegeben.

Theresa May vermittelte jedenfalls den Eindruck, dass der «institutionelle Rassismus» im Polizeiapparat ein grösseres Problem sei als die Bandenkriminalität. Der Mann, der inzwischen Bürgermeister von London ist, Sadiq Khan, seinerzeit Abgeordneter der oppositionellen Labour Party, teilte Mays Ansicht. Vermutlich tut er das noch immer. Auch wenn er inzwischen neue polizeiliche Massnahmen

## Erschreckend daran ist, dass die Täter ihre Opfer wahllos angreifen.

angekündigt hat, reagiert er ausgesprochen zögerlich auf die jüngsten gewaltsamen Vorkommnisse, bei denen es Tote gab. Lieber kritisiert er die von den Tories veranlassten Kürzungen der kommunalen Dienstleistungen. Sein Freund David Lanny, Labour-Abgeordneter für den problemgeschüttelten Stadtbezirk Tottenham, äusserte sich in der letzten Woche fassungslos darüber, dass weder die Innenministerin noch der Bürgermeister das Gespräch mit ihm gesucht hätten, obwohl in seinem Wahlkreis gerade vier Menschen ermordet worden seien.

Theresa May und Sadiq Khan würden die Bandenkriminalität in London vermutlich heute noch ignorieren, doch im letzten Jahr kam es zu zwei Entwicklungen, die die Kluft zwischen den beiden Londoner Welten aufhoben. Zunächst begann eine Serie von «Moped-



Unnötige Sorgen? Verhaftung wegen Waffenbesitzes.

verbrechen», denn die Täter wussten ja, dass sie von der Polizei nicht verfolgt würden. Sie fahren, immer zu zweit, die Strasse entlang und entreissen Passanten die Handtasche oder das Handy. Das ist ein einfaches und lukratives kriminelles Geschäft. Jeder London-Tourist sollte inzwischen auf der Hut sein. Die Jungs tragen Gesichtsmasken, damit sie auf den Überwachungsbildern nicht zu erkennen sind. Sie operieren überall in der Stadt. Im letzten Jahr wurde George Osborne attackiert, ehemals Finanzminister, heute Herausgeber des *Evening Standard*. In diesem Jahr traf es den Herausgeber der Zeitschrift *The Spectator*, für die ich arbeite. Kein Wunder, dass die Medien auf die Londoner Bandenkriminalität aufmerksam geworden sind.

## Es ist zu wenig, und es kommt zu spät

Die zweite Entwicklung war die Zunahme von Säureattentaten. Die gleichen Bandenmitglieder auf (meist gestohlenen) Mopeds schleudern Passanten Säure (Abflussreiniger) ins Gesicht. Erschreckend daran ist, dass die Täter ihre Opfer wahllos angreifen. Hier gehen nicht mehr schwarze Jugendliche gegen schwarze Jugendliche vor. Pizzaboten werden ebenso attackiert wie Passanten. Schon vor der Meldung in diesem Jahr, dass London in Sachen Kriminalität inzwischen New York überholt habe, war in London der Ruf laut geworden: «Es muss etwas geschehen!» Dass in der letzten Woche ein strengeres Waffengesetz erlassen wurde und die Polizei neue Befugnisse erhielt, ist eine späte Reaktion. Die zunehmende Gewalt wird so nicht aufzuhalten sein. Es ist zu wenig, und es kommt zu spät.

Wenn man seit zehn Jahren darauf vertraut, dass die Kriminalitätsrate zurückgeht, kann man die Entwicklung nicht in ein paar Wochen korrigieren. Theresa Mays Berater werden ihr sagen, dass die Zahlen nicht so wichtig sind. Sie werden ihr erklärt haben, dass andere Städte im Land, etwa Manchester, eine viel höhere Kriminalität aufwiesen, wenn man die Zahl der Mordfälle pro Kopf der Bevölkerung nehme. Schaut man sich Städte in Amerika an, wie etwa Chicago, sieht die Situation in London plötzlich nur noch halb so schlimm aus.

Ich fürchte, dass wir erst am Anfang einer katastrophalen Entwicklung stehen. Diese Banden gehen immer brutaler vor. Unsere Polizeichefin, Cressida Dick, macht zu Recht die sozialen Netzwerke dafür verantwortlich. Bandenmitglieder filmen ihre Angriffe und posten sie im Internet, um sich Respekt unter ihresgleichen zu verschaffen und Rivalen zu beeindrucken. Um Wirkung zu erzielen, müssen die Attacken also immer brutaler sein. Im Laufe der Jahre 2015 und 2016 habe ich eine erschreckende Eskalation feststellen können. Erst wurden lange Messer verwendet, dann Macheten, dann Samurai-Schwerter und Äxte und schliesslich Säure. Es ist ein regelrechter



«Ausgesprochen zögerlich»: Bürgermeister Khan.

Rüstungswettlauf. Warum sind die Banden dazu übergegangen, unbeteiligte Passanten anzugreifen? Die Medien sind ratlos, aber die Antwort liegt auf der Hand: Man verbreitet mehr Angst und Schrecken, wenn man Unschuldige tötet. Das ist die Lektion der Bürgerkriege in Afrika: Der Brutalste gewinnt.

Und noch eine andere Tatsache muss Theresa May und Sadiq Khan, ja uns alle beunruhigen. Die Kinder, die wir aus Kriegsgebieten gerettet haben, sind Teil des Problems. Ehemalige Kindersoldaten, die in Londoner Sozialsiedlungen einquartiert wurden, haben ein völlig neues Niveau von Gewalt mitgebracht, das sich dank den sozialen Netzwerken sehr schnell ausgebreitet hat.

Im letzten Sommer erklärte ein Ex-Gangster namens Wayne: «In den letzten zehn Jahren, seit die Somalis und die Kongolesen in London aufgetaucht sind, haben wir ein ganz neues Ausmass von Gewalt. Diese Leute haben miterlebt, wie Familienangehörige vor ihren Augen verstümmelt wurden. Als sie sagten: «Ich mach dich fertig», haben wir geantwortet: «Ey, Alter, was willst du?» Und dann haben die einfach ein Messer gezückt und es einem in die Brust gerammt. Plötzlich ging es immer brutaler zu. Wir Einheimischen mussten uns zu unserem eigenen Schutz bewaffnen. Das hat eine richtige Spirale in Gang gesetzt.»

Unser Bürgermeister und unsere Premierministerin hoffen, dass London sich unnötig Sorgen macht. Ihre Verbündeten weisen hinter vorgehaltener Hand darauf hin, dass die Meldungen, nach denen London inzwischen New York überholt hat, auf den Statistiken von drei Monaten beruhen. Ob wir tatsächlich ein Problem haben, werde sich erst zeigen, wenn die Zahlen für ein ganzes Jahr vorlägen.

Das Problem ist nur, dass es dann zu spät sein wird.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork  
Mary Wakefield ist Redaktorin bei der britischen Wochenzeitung *Spectator*.

# Wilde Küsse

Im Ausland als Kämpfer gegen die Mafia bewundert, schlägt Bestsellerautor Roberto Saviano in Italien heftige Kritik entgegen. Dabei geht es um mehr als bloss um Missgunst. *Von Katharina Fontana*

In diesen Wochen ist er im deutschsprachigen Raum omnipräsent und gibt Interview um Interview: Roberto Saviano macht Werbung für sein eben auf Deutsch erschienenes Buch «Der Clan der Kinder». Der Erfolgsautor schreibt darin über die Jugendgangs, die seit ein paar Jahren ihre blutige Spur durch Neapel ziehen. Fast täglich wird in den italienischen Medien über neue Verbrechen der minderjährigen Drogengangster berichtet, die nicht nur in den tristen Aussenquartieren Neapels ihr Unwesen treiben, sondern auch mitten in der Altstadt. Opfer ihrer Schiessereien sind oft zufällige Passanten, die das Pech hatten, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Er habe sich bei seinem Roman über den sechzehnjährigen Nicolas und dessen Kollegen, die in die Fussstapfen der Camorra treten und rasend schnell zu skrupellosen Mördern werden, von einer wahren Geschichte inspirieren lassen, erzählt Saviano. Letzten Herbst ist mit «Bacio feroce» der Nachfolgeroman erschienen.

In Neapel selber kommen Savianos Schilderungen der Baby-Gangster nicht nur gut an. Seit Monaten tobt eine heftige Fehde zwischen ihm und dem neapolitanischen Bürgermeister Luigi de Magistris. Der linke Politiker und frühere Staatsanwalt wirft dem Schriftsteller vor, persönlichen Profit aus den Missständen zu ziehen und die Verbrechen spirale mit seinen Büchern weiter anzutreiben. Saviano solle sich eine ehrliche Arbeit suchen, statt Camorra-Geschichten zu verbreiten, giftete er. Der Autor seinerseits teilt ebenfalls kräftig aus: De Magistris sei ein Populist. Statt das Problem der Jugendgangs anzugehen, schaue er jeden als Feind an, der darüber rede.

## Gewalt und Tod gehörten zum Alltag

Es ist bei weitem nicht der einzige öffentliche Streit, in den Saviano verstrickt ist. Während der Autor des Weltbestsellers «Gomorrha», dem Buch über die neapolitanische Camorra, im Ausland als unerschrockener Anti-Mafia-Held bewundert und von den Medien weltweit aufs Podest gestellt wird, löst er in Italien seit Jahren ein zwiespältiges Echo aus. Dass der Prophet im eigenen Land nichts gilt, ist bekannt. Allerdings ist die Heftigkeit, mit der in Italien auf Saviano eingedroschen wird und mit der er zurückschlägt, doch befremdend. Es kommt einem vor, als stecke der Schriftsteller, der seine Heimat unverblümt als boshaft und verlogen bezeichnet, in einem wüsten Dauerkampf mit einem Grossteil seiner Landsleute.



*Moralprediger oder Italiens führender Intellektueller?* Roberto Saviano.

Saviano, aufgewachsen in der berüchtigten Camorra-Hochburg Casal di Principe in der Provinz Caserta, war 26 Jahre alt, als er 2006 mit «Gomorrha» einen erstaunlichen Erfolg landete. Selber aus behütetem Haus – die Mutter Chemikerin, der Vater Arzt –, gehörten Gewalt und Tod für den jungen Roberto zum Alltag. Mit elf Jahren sah er auf offener Strasse die erste Leiche, sobald von einem

neuen Toten die Rede war, fuhr er mit seinen Kollegen zum Tatort. Doch erst mit der Ermordung des Priesters von Casal di Principe, der sich öffentlich gegen die Herrschaft der kriminellen Clans gewandt hatte, kam die Abscheu und wurde die Camorra für Saviano zum alles beherrschenden Thema. Er habe angefangen zu recherchieren, Zeitungsberichte gesammelt, Gerichtsverhandlungen



besucht, beschreibt er die Entstehungsgeschichte seines Erfolgsbuches.

Saviano scheute sich nicht, die Clan-Bosse, die er in seinem Buch bei ihrem echten Namen genannt hatte, öffentlich zu attackieren. Bald wurde ruchbar, dass die Camorra den unbequemen Jungautor eliminieren wolle. Saviano wurde unter Polizeischutz gestellt, das öffentliche Interesse an «Gomorrha» und seinem Schöpfer nahm schlagartig zu.

Das Buch, das ihm Weltruhm brachte, scheint sein Kreuz zu sein. Der mittlerweile 38-Jährige lebt seit zwölf Jahren unter Bewachung, häufig im Ausland, meist in New York, wo er sich freier bewegen kann als in seiner Heimat. Heute würde er «Gomorrha» nicht mehr schreiben oder den Verbrechern zumindest andere Namen geben, betont Saviano unablässig. Er habe sich wegen seines Leichtsinns unzählige Male verflucht, das Leben seiner Familie sei ruiniert, er selber ein Gefangener. Gleichzeitig aber hat Saviano seit 2006 am Erfolg von «Gomorrha» kräftig weitergedreht. 2008 wurde das Buch verfilmt, später eine gleichnamige Fernsehserie in drei Staffeln auf den Markt gebracht. Die Geschichte über den Savastano-Clan ist mittlerweile in über 170 Ländern ein Renner und hat «Gomorrha» endgültig zur internationalen Kultmarke werden lassen.

### Luxusleben auf Kosten der Steuerzahler?

In hohem Tempo veröffentlicht Saviano seither weitere Bücher und Filme über die Mafia. Er schreibt für Zeitungen, auch für internationale, und ist gern gesehener Gast und Kommentator am italienischen Fernsehen. Bei vielen gilt der noch nicht Vierzigjährige als der führende Intellektuelle Italiens, von dem man sich erhofft, dass er die zahlreichen Probleme des Landes schonungslos anprangert. Saviano entspricht dieser Erwartung durchaus. Er tritt gewandt und glaubwürdig auf, mitunter allerdings im Stil eines etwas moralinsauren Predigers, so etwa, wenn er vor dem Wiederaufflammen des Faschismus in seiner Heimat warnt oder dazu aufruft, Süditalien ganz den Flüchtlingen zu überlassen, da nur sie das Land retten könnten.

Wer so erfolgreich und berühmt ist, hat viele Neider. Und wer derart offen über unangenehme Dinge redet, die gewisse Leute gerne unter dem Deckel halten wollen, macht sich schnell Feinde. Es ist ein vielstimmiger italienischer Chor, der den internationalen Medienliebling Saviano mit hämischer Kritik überzieht. Man wirft ihm vor, er mache sich mit seinen Geschichten wichtig und ziehe sein Land des Geldes wegen in den Dreck. Er leiste sich in New York ein Luxusleben auf Kosten der italienischen Steuerzahler. Die Todesdrohungen gegen ihn seien hohles Gerede: Wollte die Camorra ihn tatsächlich umbringen, wäre er schon lange tot. Es sind beileibe nicht nur anonyme Stimmen in den sozialen Medien, die den Autor derart hart angehen. Der Schlag-



Verbrecher als Kultfiguren: TV-Serie «Gomorrha».

abtausch erfolgt in aller Öffentlichkeit. Auch mit zahlreichen Politgrößen steht Saviano auf Kriegsfuss, so etwa mit Lega-Chef Matteo Salvini, der ihm, wie andere Politiker auch, den Begleitschutz entziehen möchte.

Daneben gibt es aber auch skeptische Einwände gegenüber Savianos Werk, die sich nicht einfach als Missgunst oder politisch motivierte Gehässigkeiten abtun lassen. So wird etwa moniert, dass der Autor die Jugendlichen mit den Vorbildern, die er ihnen liefert, geradezu für die Camorra begeistere. Tatsächlich sind die Protagonisten der «Gomorrha»-

### Als Leser weiss man nie, ob seine Schilderungen tatsächlich auf Fakten beruhen.

Fernsehserie zu eigentlichen Kultfiguren geworden. Haarschnitt und Kleidung der Mörder werden imitiert, ebenso der neapolitanische Verbrecherslang. Gewisse Sätze der TV-Camorristi sind inzwischen so bekannt, dass die Italiener sie im Alltag verwenden. Erst jüngst hat Saviano selber auf eine Provokation von Lega-Chef Salvini mit einem Satz des Clan-Bosses aus «Gomorrha» geantwortet.

Den Vorwurf, er verherrliche die Camorra, weist Saviano weit von sich: Er zeige die Gewalt, wie sie sei: hässlich und abscheulich. Tatsächlich ist «Gomorrha» eine ausgesprochen düstere Serie, die das Verbrecherleben in all seiner Schabigheit darstellt – anders etwa als die Verfilmung von Mario Puzos Familienepos «Der Pate», in der die Mafia in einem romantisierten Licht erscheint. Das ändert freilich nichts daran, dass mit «Gomorrha» eine weltweite Faszination für die neapolitanischen Verbrecher-Clans entstanden ist. Und dass Saviano, der Kämpfer gegen die Mafia, diesen Hype mit neuen Büchern und Filmen weiter antreibt. Man darf das durchaus widersprüchlich finden.

Dass Saviano in seinen Reportagen gerne sich selber und seine eigenen Gefühle ins Zentrum der Geschichte stellt, ist ein weiterer Punkt, an

dem sich Kritiker stören. Und es ist wohl die grösste Schwachstelle von Savianos Werk. Als Leser weiss man nie, ob seine Schilderungen tatsächlich auf Fakten beruhen oder ob es sich um Informationen aus zweiter oder dritter Hand handelt. Das gilt etwa für die berühmte Anfangsszene von «Gomorrha», als im Hafen von Neapel die tiefgekühlten Leichen illegal eingewanderter Chinesen – Männer, Frauen, Kinder – aus einem Container fallen. Die Szene sei ihm genauso geschildert worden, beteuert Saviano, schliesst aber auch nicht aus, dass es sich bloss um eine Legende handelt. Doch das sei letztlich egal, denn sie gebe das verbrochene Milieu treffend wieder.

### Nationaler Skandal Camorra

Saviano bezeichnet sich denn auch nicht als Journalisten, sondern als Schriftsteller von nicht fiktiven Romanen. Es liegt auf der Hand, dass er, der unter Polizeischutz stehende Autor mit dem prägnanten Gesicht, nicht vor Ort über die Mafia und ihre Methoden nachforschen und Kontakte ins Milieu pflegen kann. In einem Interview mit der *Zeit* sagte er, als er nach seinen Quellen gefragt wurde: «Ich gehe nicht auf die Strasse, um Nachrichten zu suchen, ich höre Telefonmitschnitte, lese Mitschnittprotokolle, die sich in den Gerichtsakten befinden, ich spreche mit Ermittlungsbeamten, mit Ordnungskräften.» Saviano dürfte damit weiter vom organisierten Verbrechen entfernt sein als die meisten italienischen Journalisten, die regelmässig über die Mafia berichten und recherchieren und dabei beträchtliche Risiken eingehen. Die Gefahr muss nicht immer so offensichtlich sein wie im Fall jenes Journalisten, dem kürzlich in Ostia nahe Rom vorlaufender Fernsehkamera die Nase gebrochen wurde, als er einem Mitglied des örtlichen Clans missliebige Fragen stellte.

Verdient Roberto Saviano also seine exklusive Stellung als internationale Anti-Mafia-Ikone? Oder wird er heillos überschätzt? Der britische Historiker und Mafia-Experte John Dickie – um eine neutrale Stimme aus dem Ausland zu zitieren – hält Saviano zwar nicht für die Ausnahmeerscheinung, als die ihn die Medien ausserhalb Italiens zuweilen präsentierten. Dennoch stellt sich Dickie in seinem Buch «Die ganze Geschichte der Mafia» hinter den Italiener, trotz aller Kritik – dies nicht zuletzt deshalb, weil, so Dickie, im Kielwasser von Savianos Erfolg auch andere mafiakritische Stimmen eine breitere Öffentlichkeit als gewöhnlich gefunden hätten. Und die Camorra zum nationalen Skandal geworden sei.



Roberto Saviano:  
Der Clan der Kinder.  
Hanser. 416 S., Fr. 36.90





Von hoher, kuscheliger Güte: Venus the Two Face Cat, Finnegan, Zappa the Cat (v. l.).

## Ikonen der Woche

### Insta-Cats

Von *Claudia Schumacher*

Man muss keiner besonderen Rasse angehören, keine Perserin oder Angora sein, um als kleine Dame mit grossem Stil von sich reden zu machen. Zappa etwa ist eine

blosse Europäisch Kurzhaar, dafür aber tritt sie nie mit ungepflegtem Fell vor die Kamera. Im Gegenteil, ihr weisses Haar strahlt vor Sauberkeit und ist von hoher, kuscheliger Güte. Zappa the Cat ist ein Instagram-Model aus Rotterdam, sie hat 70 000 Follower. Coole, luxuriöse Looks sind ihr Ding, gleichzeitig verfügt sie über eine ordentliche Portion Street Cred – auch in ihren Posen erinnert die Dreijährige an das andere It-Model, Gigi Hadid. Zappa steht noch am Anfang ihrer Karriere als

Instagram-Model-Katze, ihr Weg könnte sie weit führen, sie hat was. Ob sie es aber so weit bringen kann wie Venus the Two Face Cat, bleibt fraglich. Venus hat nicht umsonst 1,4 Millionen Follower, sie ist eine ganz Spezielle, Lebensmotto: «Why fit in when you were born to stand out?» Venus' Gesicht teilt sich akkurat in eine schwarze und eine rot getigerte Hälfte, dazu gibt's ein grünes und ein blaues Auge. Der kleine Knockout zeigt sich eher finster und divenhaft, aber wer so aussieht, kann es





sich eben erlauben, darauf setzte auch Naomi Campbell, und der Erfolg gibt beiden Recht.

#### **Anflug rauer Männlichkeit**

Es sind nicht nur weibliche Katzen, die auf Instagram alle Augen auf sich ziehen. Da wäre etwa Kater Finnegan vom Modeltrio Pitter Patter Furry Feet mit 353 000 Abonnenten auf Instagram. Finnegan ist ein sibirischer Kater, sein Auftreten stets elegant – doch Überheblichkeit ist Finnegan fremd: Aus seinen him-

melblauen Augen schaut er uns mit einer Freundlichkeit an, die für einen Instagram-Star der Champions League erstaunlich echt wirkt. Auch Yves the Cat ist trotz seiner 130 000 Follower bodenständig geblieben. Er gehört zum Typ Männermodel, das zwar keinen Hehl daraus macht, Streicheleinheiten mit dem Make-up-Pinsel zu genießen, sich aber gleichzeitig auch mal in einem Anflug rauer Männlichkeit einen Hamburger zu gönnen.

Wer hinter den Accounts der beliebtesten Instagram-Katzen steckt? In aller Regel sind es Frauen, manchmal Paare, die in der Mode- oder Medienwelt arbeiten, und die ihre Freunde solange auf Instagram mit Katzenfotos genervt haben, bis sie dem geliebten Haustier einen eigenen Account einrichteten. Ab einer gewissen Follower-Zahl läuft es bei befallenen Instagram-Models übrigens ähnlich wie bei menschlichen: Produkthersteller werden aufmerksam und bezahlen für werbende Posts.

# «Operation Tannenbaum»

Schweizer Militärgeschichtler sind sich einig: Hitler hatte 1940 ernsthaft eine Invasion der Schweiz beabsichtigt. In Wirklichkeit war die Gefahr weit weniger dramatisch.

Von Hanspeter Born

Generalfeldmarschall Erich von Manstein sagte am 12. August 1946 im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess als Zeuge aus. Der sowjetische Ankläger Generalmajor Alexandrow: «Wussten Sie etwas von den Operationsplänen unter dem Decknamen <Jolka>?» Manstein: «Ich habe den Decknamen nicht verstanden.» Alexandrow: «<Jolka> – <Tannenbaum> auf Deutsch.» Manstein: «<Tannenbaum>? Das ist mir kein Begriff, das weiss ich nicht.» Alexandrow: «Im Juli 1940, nach dem Waffenstillstand mit Frankreich, hat General Halder, Chef des deutschen Generalstabs, den Stab der Armeegruppe von Leeb in Dijon besucht. General Halder stellte damals von Leeb die Aufgabe, einen Plan für die Besetzung der Schweiz vorzulegen unter Berücksichtigung der Tatsache, dass die Schweizer Widerstand leisten würden. Dieser Plan wurde dann dem OKH [Oberkommando des Heeres, d. Red.] unter einem Decknamen vorgelegt. Wissen Sie etwas darüber?» Manstein: «Nein, ich war damals Kommandierender General und bin im Sommer an die Kanalküste gekommen. Von diesem Plan habe ich nichts gehört.»

Auch in der Schweiz hatte niemand etwas von einem deutschen Unternehmen «Tannenbaum» gehört. Dieser und andere deutsche Operationsentwürfe befanden sich unter den von den Alliierten am Kriegsende erbeuteten deutschen Heeresdokumenten. Hartnäckige diplomatische Bemühungen ermöglichten es der

schweizerischen Nachrichtensektion, im Jahre 1951 in den Besitz von Kopien der in London verwahrten, die Schweiz betreffenden deutschen Angriffspläne zu gelangen. Das Quellenmaterial war von hohem Interesse, lieferte es doch wichtige Erkenntnisse zur Beantwortung einer für die Schweizer Geschichte des 20. Jahrhunderts zentralen Frage: Weshalb wurde unser Land im Zweiten Weltkrieg verschont?

## Ein «Loch» blieb offen

Die verschiedenen zwischen dem 24. Juni und dem 17. Oktober 1940 erarbeiteten Vortragsnotizen und Operationsentwürfe, welche die Möglichkeit einer überraschenden Besetzung der Schweiz prüften, sind inzwischen von Militärgeschichtlern erforscht worden. Ihr Inhalt ist heute bekannt. Umstritten bleibt bloss ihre Bedeutung.

## «Gewinnen von Zürich, Luzern und Bern muss spätestens im Lauf des zweiten Tages möglich sein.»

Als nach dem Debakel der französischen Armee der neue Regierungschef Marschall Pétain am 16. Juni 1940 um Waffenstillstand nachsuchte, befahl Hitler «aus politischen Gründen» einen raschen Vorstoss an die Schweizer Grenze. Er wollte seinen Bundesgenossen Mussolini beeindrucken, dessen Truppen seit

dem Kriegseintritt Italiens eine Woche zuvor überall stecken geblieben waren. Bei ihrem Treffen in München am 18. Juni erläuterte Hitler dem Duce, wie er sich das weitere Vorgehen im Krieg vorstelle. Am Rande kam er auf die Schweiz zu sprechen:

*Sie würde durch einen Gürtel besetzten Gebiets von Frankreich völlig abgeschnitten werden und würde sich dann zu einer entgegenkommenderen Haltung in der Transitfrage sowie ganz allgemein auch in ihrer politischen Einstellung und ihrer Presse bequemen müssen.*

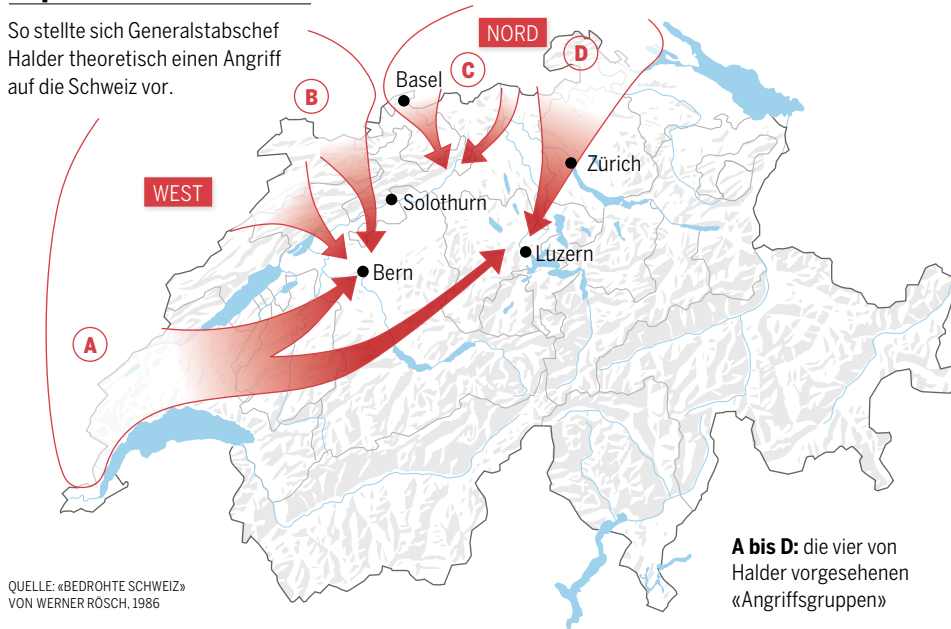
Hitlers Vorhaben scheiterte. Als am 22. Juni der deutsch-französische Waffenstillstand unterzeichnet wurde, blieb im unbesetzten Frankreich immer noch ein «Loch», das der Schweiz einen Verkehrsweg zum Mittelmeer offenhielt. Da der Waffenstillstand erst in Kraft treten sollte, wenn sich Frankreich auch mit Italien geeinigt hatte, gingen die Kämpfe weiter. Die 12. deutsche Armee stiess von Lyon aus gegen Chambéry und Grenoble vor, aber die Italiener kamen gegen die sich hart wehrenden Franzosen nirgends voran. Die totale Umschliessung der Schweiz rückte in weite Ferne.

In der Morgenfrühe des 23. Juni stattete Hitler, der sich als grosser Kunst- und Architekturfreund verstand, Paris einen Blitzbesuch ab. Er wollte Ideen sammeln für seine eigenen hochfliegenden Pläne zur Gestaltung Berlins als gigantischer Riesenmetropole für sein «neues Europa». Am Nachmittag jenes Sonntags war Hitler bereits wieder zurück in seinem Führerhauptquartier an der belgischen Grenze und hielt eine Lagebesprechung ab. Zur Sprache kamen dabei die fast zwei Millionen gefangenen französischen Soldaten, die Rückwanderung der Millionen von Flüchtlingen auf Frankreichs Strassen und die kommende Militärverwaltung Frankreichs. Unter Punkt «d» wurde im Kriegstagebuch von Generalstabschef Halder vermerkt: «Aufgaben der 12. Armee gedanklich vorbereiten», dann folgen die Stichworte: «List Personal Kübler, Bergmann, Fahrmbacher, Schörner». Die Entschlüsselung dieser Namen: Wilhelm von List war der Oberbefehlshaber der 12. Armee, die vier anderen Genannten Kommandanten von Gebirgs- oder Infanteriedivisionen.

Worum ging es bei diesen Aufgaben, die «gedanklich vorzubereiten» von dem erwähnten «Personal» auszuführen waren? Tagebuch Halder:

## «Operation Tannenbaum»

So stellte sich Generalstabschef Halder theoretisch einen Angriff auf die Schweiz vor.



A bis D: die vier von Halder vorgesehenen «Angriffsgruppen»

Überraschender schneller Einmarsch aus mehreren Richtungen.





**Ruhepause nach dem Triumph:** Diktator Hitler im Führerhauptquartier «Wolfsschanze», skeptischer Generalstabschef Franz Halder (r.).

*Seine innere Unruhe drängt ihn [Walther von Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres, d. Red.] zu vorkehrenden Massnahmen für den Fall, dass die Waffenstillstandsverhandlungen mit Italien sich zerschlagen und wir doch einen ernsten Angriff auf den Rücken der franz. Alpenbefestigungen und gleichzeitig einen Vorstoss gegen die Mittelmeerküste durchführen müssen.*

Für diesen Angriff war Lists 12. Armee vorgesehen. Verbunden damit war noch ein anderer möglicher Plan. Am Vormittag ebenjenes Montag, 24. Juni, erhielt Hauptmann von Menges, Leiter der Gruppe 1 der Operationsabteilung des Generalstabs des Heers, den Auftrag, eine «Studie gegen ein Land zu machen». Es war die «erste grosse selbstständige Arbeit», mit der der 32-jährige Offizier betraut wurde. Sein geheimer Auftrag lautete:

*Es ist kurz die Möglichkeit einer überraschenden Besetzung der Schweiz durch deutsche Truppen aus Frankreich und Deutschland heraus zu untersuchen unter der Voraussetzung, dass gleichzeitig italienische Truppen die Schweiz angreifen.*

Es eilte. Menges machte sich an die Arbeit. Im Offizierskasino hörte er, «dass 19.35 Uhr Franzosen Waffenstillstand mit Italienern unterschrieben». In sein Tagebuch schrieb er:

*Ab 1.35 Waffenruhe. Ein grosser Augenblick. Wir können Gott und der vorzüglichen Truppe gar nicht genug dankbar sein. Die entsprechenden Fernschreiben machen viel Arbeit; dazu meine Studie. Trotzdem riesen Freude. Leider kein Schampus zum Feiern.*

**Es drängte nicht, da die «gewissen Voraussetzungen für eine Besetzung der Schweiz» fehlten.**

Das Fehlen von «Schampus» half vielleicht mit, dass Menges seine «Vortragsnotiz über Angriff gegen die Schweiz» rasch fertig hatte – sie datiert vom 25. Juni. Sie fiel «zur vollen Zufriedenheit des Abteilungschefs» aus. Gemäss Menges' Angriffsskizze sollte das schweizerische Heer «durch überraschenden schnellen Einmarsch aus mehreren Richtungen» zerschlagen werden, so dass weiterer Widerstand oder «geordnetes Ausweichen in ungew-

sames Gebirgsgelände» vermieden werden könne. «Aus politischen und moralischen Gründen» sollten die «Hauptstadt» und das «Waffenindustriegebiet um Solothurn» unversehrt besetzt werden. Schliesslich – und dies war wohl der Hauptgrund für den Auftrag an Menges – ging es um «die Gewinnung der wichtigen Eisenbahn- und Strassenverkehrspunkte sowie der zahlreichen Brücken in unbeschädigtem Zustand, um das Land als Durchgangsgebiet nach Südfrankreich für alle Transporte nutzbar zu machen».

Den Kräftebedarf für den Angriff auf die Schweiz berechnete Menges auf drei Infanteriedivisionen, zwei motorisierte Divisionen, eine Panzerdivision, zwei Gebirgsdivisionen. Zeitbedarf: «Gewinnen von Zürich, Luzern und Bern muss spätestens im Lauf des zweiten Tages möglich sein.»

**Strategisch und politisch sinnlos**

Da der Waffenstillstand hielt, erübrigte sich ein Angriff auf die Schweiz. Der «grösste Feldherr aller Zeiten», wie Generaloberst Keitel Hitler damals voller Bewunderung nannte, legte nach seinem Triumph eine Ruhepause

ein und unternahm mit zwei alten Dienstkameraden eine dreitägige Besuchsreise zu Stätten aus dem Ersten Weltkrieg. Hitler war nicht zugegen, als am 28. Juni im künftigen Heereshauptquartier in Fontainebleau eine lange Besprechung mit den höchsten Offizieren der Heeresgruppen und Armeen stattfand. Dabei machte Operationschef Oberst von Greiffenberg, der Hauptmann von Menges den Auftrag für seine Studie gegeben hatte, folgende Mitteilung:

*In der fraglichen Angelegenheit hat der Führer bisher lediglich geäußert, dass unter gewissen Voraussetzungen eine Besetzung [der Schweiz] in Frage kommt. Der Fall ist zur Zeit nicht akut. Zunächst ist kein Aufmarsch und keine Vorbereitungen zu treffen.*

Greiffenberg fügte hinzu, dass die Heeresgruppe C beziehungsweise die 12. Armee «gelegentlich ihre Gedanken mit Karte vorlegen» könnten. Gelegentlich? Es drängte nicht, da die «gewissen Voraussetzungen für eine Besetzung der Schweiz» fehlten. Der Fall war «nicht akut».

In den nächsten Wochen wurde die Wehrmacht «retabliert» und «für die weitere Kriegsführung gegen England umgegliedert». Zur Vorbereitung des Kampfs gegen Grossbritannien wurden die Heeresgruppen A und B «an der Kanal- bzw. Atlantikküste eingesetzt». Die Heeresgruppe C kam «in den übrigen zu besetzenden Teil Frankreichs». Als ihr Oberkommandierender, Wilhelm Ritter von Leeb, am 28. Juni erfuhr, dass die ihm unterstellte 12. Armee viele motorisierte Einheiten und zwei Gebirgsdivisionen zugeteilt erhalten würde, schrieb er in sein Tagebuch: «Soll sich das Ganze gegen die Schweiz richten?»

Mit dem Abschluss des Waffenstillstands war jedoch die Schweiz aus dem Gesichtsfeld Hitlers und damit auch aus demjenigen der Generalität verschwunden. Generalstabschef Halder und seine Mitarbeiter befassten sich nun fast vollzeitlich mit der Vorbereitung einer Invasion Englands, der Operation «Seelöwe». Zwar hoffte Hitler noch Anfang Juli, dass Britannien «Verstand annimmt» und eine Fortführung des Kampfes gegen das Vereinigte Königreich vermieden werden könne. Die vom Führer gewünschte Friedensregelung hätte Deutschlands Vorherrschaft auf dem Kontinent zementiert und das britische Weltreich unangetastet gelassen.

Schon bald musste Hitler jedoch einsehen, dass Churchill entschlossen war, weiterzukämpfen. Am 13. Juli hielt Halder auf dem Obersalzberg «beim Führer Vortrag über englischen Angriff» und notierte nachher:

*Er [Hitler] sieht ebenso wie wir die Lösung der Frage darin, dass England noch eine Hoffnung auf Russland hat. Er rechnet aber damit, England mit Gewalt zum Frieden zu zwingen.*

#### «Schlimmste moralische Nachteile»

Die Schweiz kam auf dem Berghof nicht zur Sprache. Sie war für den Krieg gegen Grossbritannien bedeutungslos. Auch bei Hitlers ausführlichen Gesprächen mit dem italienischen Aussenminister Ciano (7. Juli, 28. August) und mit Mussolini (28. Oktober), bei denen die geplante weitere Kriegsführung umfassend erörtert wurde, verloren die massgeblichen Staatsmänner der Achse kein einziges Wort über die Schweiz. Sowohl der Führer wie der Duce waren klug genug, um zu wissen, dass eine Invasion der Schweiz, von der einige völkisch denkende Parteiideologen träumten, strategisch und politisch nicht nur sinnlos wäre, sondern auch unvorhersehbare negative Folgen haben würde.

Die Schweizer Armee hatte im Juli demobilisiert. Statt der 450 000 standen nur noch 150 000 unter den Waffen. Die von General Guisan beschlossene neue Réduit-Strategie, die einen Teilrückzug ins Zentralmassiv vorsah, gab es erst auf dem Papier. Einer deutschen Invasion hätte die auf einen Angriff aus dem Westen unvorbereitete Schweizer Armee nicht lange standgehalten. Ihre Befestigungsanlagen waren alle im Norden. Überdies fehlten ihr Panzer und eine wirksame Panzerabwehr. Ihre etwa sechzig einsatzfähigen Kampfflugzeuge hätten gegen Görings viele hunderte, wenn

nicht tausende nicht lange überlebt.

Bundesrat und Armeeführung wussten: Es konnte in einem Krieg nur noch darum gehen, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und ehrenvoll unterzugehen. Aber sie rechneten nicht mehr mit dem Ernstfall. Bundespräsident und Aussenminister Marcel Pilet-Golaz war klar, dass das Reich andere Mittel hatte als militärische, um die Schweiz gefügig zu machen. So konnte Berlin die bereits verhängte Kohlsperre aufrechterhalten und dadurch die Schweizer Wirtschaft innert Kürze zum Erliegen bringen. Pilet-Golaz hatte zudem zuverlässige Informationen von deutschen Diplomaten und schwei-

zerischen Wirtschaftsführern, laut denen dem Reich an freundschaftlichen Beziehungen zur Schweiz gelegen war, die ihm jetzt Waffen – vor allem Oerlikon-Fliegerabwehrkanonen – und Werkzeugmaschinen liefern konnte. Kein Anlass, die goldene Eier legende Gans zu töten.

Halders Generalstab hatte die Schweiz vergessen. Hauptmann von Menges ging in die Ferien, und seine Angriffsstudie blieb wochenlang liegen. Nach seiner Rückkehr frischte er sie auf und lieferte am 12. August eine viel detailliertere zweite Fassung der Vortragsnotiz ab. Sie basierte auf neuen, ihm von der «Abwehr» [dem militärischen Geheimdienst, d. Red.] gelieferten Erkenntnissen, schloss jedoch mit den gleichen Worten wie die erste vom 25. Juni:

*Bei der augenblicklichen politischen Lage in der Schweiz ist es möglich, dass diese auf friedlichem Wege auf ultimative Forderungen eingeht, so dass nach kriegsmässigem Übertritt schneller Übergang zu friedensmässigem Einmarsch gewährleistet wird.*

Am 14. August hörte Halder in Fontainebleau zahlreiche Vorträge, darunter auch denjenigen des Militärattachés in Bern, Oberstleutnant von Ilseman, «über Schweizer Lage – Schweiz soll nicht warten, bis sie gedrückt wird, sondern selber herankommen». «Herankommen» bedeutete, dass sich die Schweiz deutschen Plänen zur wirtschaftlichen Neuordnung Europas freiwillig anschliessen sollte. Ilseman galt als Freund der Schweiz. Er hatte gute Beziehungen zu Nachrichtenchef Roger Masson und andern hohen Schweizer Offizieren. Nach dem Krieg erhielt er eine Aufenthaltsbewilligung und lebte in Muri bei Bern. 1946 erklärte Ilseman auf Befragen durch Oberauditor Eugster, er habe damals in Paris «gegen jede deutsche Aktion, die eine Besetzung der Schweiz zum Ziele hätte, nachdrücklich schwere Bedenken» geltend gemacht und davor gewarnt, «den Schweizer Widerstandswillen und die Schweizer Widerstandskraft» zu unterschätzen:

*Ich wäre fest davon überzeugt, dass im Falle eines deutschen Einmarsches die schweizerische Armee verbissenen Widerstand leisten würde, dessen Schwerpunkt im Gebirgsinnern des Landes zu erwarten und hier keineswegs leicht zu überwinden sei. Selbst wenn auch eine Besetzung des Alpenmassivs nach einiger Zeit möglich wäre, würden die Eroberer alle strategischen Kunstbauten und Anlagen, welche sich an den durch die Schweiz laufenden Verbindungswegen nach Italien befinden, so gründlich zerstört vorfinden, dass ihre Wiederherstellung Jahre erfordern würde. Hinzu käme, dass gerade ein deutsches Vorgehen gegen die allgemein in der Welt anerkannte Neutralität der Schweiz die schlimmsten moralischen Nachteile mit sich bringen würde. Ferner dürfe auch die wirtschaftliche Bedeutung der Schweiz für Deutschland im weiteren Verlauf des*



Wollte die Schweiz verschonen: von Leeb.

#### «Soll sich das Ganze gegen die Schweiz richten?»





*Entschlossener Widerstand:* Schweizer Truppen im Réduit.

*Krieges nicht unterschätzt werden. Ich hatte den Eindruck, dass alle diese Argumente ihre Wirkung nicht verfehlten.*

Bei Halder, so darf man annehmen, rannte Ilseman offene Türen ein. Zwischen dem 16. und dem 18. August inspizierte der Generalstabschef die Küste von Dünkirchen bis Le Touquet. In Etaples schaute er sich Vorführungen zur Truppenausladung und in Boulogne Übungen «des Schiessens von schwimmender Unterlage» an Wackelständen an. Am 23. August fuhr er mit dem Sonderzug nach Saint-Malo, besuchte Dinant und den Mont-Saint-Michel, flog nach Le Havre und La Rochelle, reiste dann weiter über Biarritz nach Bayonne. Dies alles zu Rekognosierzwecken für die Operation «Seelöwe».

Am Montag, den 26. August, war der vielbeschäftigte Generalstabschef zurück im Hauptquartier und leitete eine Sitzung über viele Einzelfragen, so über die Arbeitsgebiete der Heeresabteilungen, Personalangelegenheiten, die Krise Rumänien–Ungarn. Der Gesandte Hans Hemmen, Leiter der deutschen Delegation bei den kurz zuvor erfolgreich abgeschlossenen Verhandlungen mit der

Schweiz, nun auch Delegierter für Finanz- und Wirtschaftsfragen in Frankreich, redete über Besatzungskosten und Währungsfragen. Am Abend meldete der eben vom Führer zurückgekommene von Brauchitsch Halder, dass «Seelöwe bleibt» und dass das Interesse Hitlers daran gestiegen sei. Der Oberbefehlshaber berichtete seinem Generalstabschef über Hitlers Vorhaben in Finnland, Norwegen, Libyen und die geplante Überführung von zehn Divisionen nach Osten. Ein verärgertes Halder meinte dazu: «Anscheinend war es wieder das politische Kaleidoskop, das man kennt, Uferlosigkeit... Das Heer soll für alles und jedes bereit sein, ohne dass eine klare Auftragserteilung erfolgt.»

An jenem 26. August unterschrieb Halder einen an das Oberkommando der Heeresgruppe C gerichteten Auftrag zur Abfassung eines Operationsentwurfs «zur Besitznahme des schweizerischen Hoheitsgebietes nördlich der Berner Alpen und der Glarner Alpen»:

*Die 12. Armee hat an einem vom OKH zu bestimmenden Tag, in breiter Front gleichzeitig die Schweizer Grenze zu überschreiten, dem deutschen Einmarsch entgegentretende Kräfte zu zerschlagen.*

Der Entwurf sollte davon ausgehen, dass die Schweiz entschlossen sei, «sich einem Einmarsch mit Einsatz aller Kräfte zu widersetzen». Bereits am nächsten Tag, dem 27. August, schrieb der Oberkommandierende der Heeresgruppe C, Wilhelm Ritter von Leeb, der kurz zuvor in Berlin von Hitler seinen Feldmarschallstab empfangen hatte, ins Tagebuch: «Operations-Entwurf gegen Schweiz gemacht». Hauptmann Ulrich de Maizière, der erst vor zwei Wochen als 1. Ordonnanzoffizier zu Leeb gestossen war, wunderte sich, dass «der Herr Feldmarschall» den Operationsentwurf eigenhändig bearbeitete, «in Klausur, unter Mitnahme aller Unterlagen über das schweizerische Heer und betr. Kartenmaterial. Chef und Ia wirkten nicht mit, der OB wollte sich über diese Operation selber klar werden» [De Maizière, der nach dem Krieg Generalins-

### Es gibt keinen Grund, an der von Heusinger niedergeschriebenen Aussage zu zweifeln.

pekteur der Bundeswehr wurde, gab 1972 diese Auskunft dem Herausgeber von Leeb's Tagebuch].

Besonders hoch angesetzt war bei Leeb's Studie der Kräfteinsatz von 21 oder 24 Divisionen, doppelt so hoch wie in Menges' Vortragsnotizen vom Juni respektive August. Die Operationsabteilung der vom ebenfalls neuernannten Generalfeldmarschall List geführten 12. Armee, die für die Durchführung der Aktion gegen die Schweiz vorgesehen war, arbeitete separat einen eigenen, bedeutend detaillierteren Entwurf aus. Dieser wurde am 6. September an die Heeresgruppe C [von Leeb] weitergeleitet und dann dort überarbeitet. Am 9. September unternahm Leeb selber eine Erkundungsfahrt entlang der Schweizer Grenze von Pontarlier bis St-Hyppolite:

*Strassen überall sehr gut. Alle zweigestrichenen Wege für Truppenbewegungen gangbar. Ansatz von drei Divisionen in Richtung beiderseits Bielersee möglich.*

### Gentlemen alter Schule

Am 30. September erfuhr Leeb, dass seine Heeresgruppe nach Dresden verlegt werde. Vor der Auflösung seines Hauptquartiers in Dijon waren Pendenzen zu erledigen. Dazu gehörte die Fertigstellung des Entwurfs über ein Unternehmen zur Besetzung der Schweiz, die «Operation Grün» (Name in Anlehnung der für den Westfeldzug erarbeiteten Operationen «Gelb» und «Braun»), die mittlerweile zu «Operation Tannenbaum» umgetauft worden war. Am 1. Oktober überarbeitete Leeb «Tannenbaum», und am 4. Oktober war sein Operationsentwurf fertig. Es traf sich, dass tags darauf Generalstabschef Halder eine Fahrt entlang der

deutsch-französischen Demarkationslinie im Burgund unternahm. Abends war er in Dijon von Feldmarschall von Leeb zur «Abendtafel» eingeladen:

*Sehr anregender Abend: v. Leeb ist körperlich vorzüglich in Form. Die Truppe, die man an vielen Stellen zu sehen bekam, macht einen sehr guten Eindruck.*

Der 64-jährige von Leeb und der acht Jahre jüngere Halder hatten beide in der Königlich Bayerischen Armee ihre Sporen abverdient und waren eng befreundet. Als überzeugte Christen und Nationalkonservative verabscheuten sie den pöbelhaften Nationalsozialismus. Beide mochten Hitler nicht. Sie waren Gentlemen alter Schule mit traditionellen Vorstellungen von Ehre und Anstand. Aber als Berufssoldaten wussten sie zu gehorchen und wollten siegen. Beide hatten grosses Verdienst am Erfolg des Frankreichfeldzugs. Ob vor oder bei dem anregenden Abendessen auch die von Halder befohlene und von Leeb bearbeitete Operationsstudie «Tannenbaum» zur Sprache kam, entzieht sich unserer Kenntnis. Es war sehr wohl möglich, denn am folgenden Tag fuhr Halder auf seiner Weiterreise nach Montbéliard einige Kilometer westlich der Schweizer Grenze über Le Russey bis Pontarlier:

*Das Grenzland (Jura) ist ein langweiliges bis 1000 m ansteigendes Höhenplateau, das von der Schweizer Seite im allgemeinen überhöht wird und von ihr auf langen Strecken durch die Schlucht des Doubs getrennt ist. Kein einfaches Absprunggelände für Angriff. Das Schweizer Land liegt in ständig höher werdenden Wellen und viel Wald quervor dem Angreifer. Die Übergangsmöglichkeiten über die Grenze sind nicht zahlreich. Schweizer Grenzstellung ist stark.*

#### «Am Genfersee haben wir nichts zu suchen»

Halder's Tagebuchnotizen verraten kein besonderes Interesse an der Schweiz. Als «Fachmann» machte er sich vor allem Gedanken über die vom berühmten Architekten Vauban gebauten Befestigungen in Belfort und Besançon. Halder sah, dass sie im modernen Krieg ihre Bedeutung verloren hatten:

*Man wird in Zukunft anstelle solcher Gürtelfestungen zu einem tiefen System von Wegunterbrechungen kommen müssen, das am besten durch Ausschwenken von Brücken (Auflösung von zentraler rückwärtiger Stellung) erreicht wird.*

Für den Rest des Oktober konzentrierten sich die Planungsarbeiten des Generalstabs auf den bevorstehenden Winterkrieg im Mittelmeer, wo man Grossbritannien in Gibraltar – «Operation Felix» – und am Suezkanal an der Peripherie treffen wollte. Nachdem es Görings Luftwaffe nicht gelungen war, in der «Battle of Britain» die für eine Invasion unverzichtbare Lufthoheit zu erringen, beschloss Hitler am 12. Oktober,



*Gute Beziehungen:* Oberstleutnant Ilseman.

die Operation «Seelöwe» abzusagen. Halder's stellvertretender Chef der Operationsabteilung, Oberst Adolf Heusinger [1966 wird er erster Generalinspekteur der Bundeswehr, d. Red.] hatte Leeb's Operationsentwurf vom 4. Oktober überarbeitet und unterbreitete seine Stellungnahme am 9. Oktober Halder. Der Chef des Generalstabs machte dazu am 17. Oktober handschriftlich eine «Randbemerkung», die Aufschluss darüber gibt, wie sich der in operationellen Fragen damals bedeutendste deutsche Soldat einen erfolgreichen Schlag gegen die Schweiz vorstellte: Der Hauptstoss sollte mit starkem motorisiertem Flügel zwischen Gen-

#### «Gotthardmassiv, Rhone- und Rheintal sollen zunächst unberücksichtigt gelassen werden.»

fer- und Neuenburgersee auf Bern und Luzern marschieren, während gleichzeitig infanteristische Verbände über Biel und Solothurn auf Bern vorzugehen hätten. Eine «Nordgruppe» würde mit schwächeren infanteristischen Kräften aus dem Raum Basel-Waldshut auf Olten, ihr stärkerer motorisierter Flügel über Zürich auf Luzern vorstossen:

*Der durch die beiden Operationsbereiche erfasste Raum enthält die Masse der schweizerischen Armee; sie kann also erfasst und zerschlagen werden. Dieser Raum enthält ferner die Kraftquellen von Wirtschaft und Rüstung der Schweiz, deren Besitznahme die Schweiz in die Hand der Eroberer gibt. Gotthardmassiv, Rhone- und Rheintal sollen zunächst unberücksichtigt gelassen werden. Sie können allein nicht bestehen, ihre Absperrung genügt. Nur Forderungen der politischen Führung [damit meint Hal-*



«Kein Kriegsspiel»: Generalleutnant Speidel.

*ter Hitler] könnten Kräfteinsatz im Rhein- und Rhonetal rechtfertigen. Am Genfersee haben wir nichts zu suchen. Kräftebedarf 11 GV [Grosse Verbände oder Divisionen], davon 6 schnelle.*

#### Brief von der ETH

Halder's «Randbemerkung» ist eine Gedanken-spielerei oder eben eine Randbemerkung. Die recht oberflächlichen Notizen des eben zum Generalobersten beförderten Generalstabschefs des Heeres verraten, dass für den gewöhnlich gründlich arbeitenden Halder die Angriffsstudie gegen die Schweiz bloss theoretische Bedeutung hatte. Am Tag, an dem er die «Randbemerkung» machte, war er mit verschiedenen viel wichtigeren Fragen beschäftigt, so vor allem mit der Planung des für Dezember vorgesehenen Angriffs auf den Felsen von Gibraltar.

Am 29. Oktober wurde in Fontainebleau nach vier Monaten das Hauptquartier des Oberkommandos des Heeres aufgelöst. Man feierte mit einer Einladung der Heeresgruppen- und Armeeführer. Am 30. Oktober flog Halder nach Berlin, am nächsten Morgen war er zurück in Zössen: «Stab arbeitsbereit. Unterkunft sehr gut vorbereitet.» Mit der Schweiz befasste sich der Generalstabschef bis zu seiner abrupten Entlassung durch Hitler am 24. September 1942 nie wieder.

Nunmehr Generaloberst a. D., zog sich Franz Halder als Pensionär nach Aschau im Chiemgau zurück. Am 21. Juli 1944, dem Tag nach dem missglückten Bombenattentat auf Hitler, wurde er dort unter dem Vorwurf des Hochverrats von der Gestapo verhaftet. Nach seiner Befreiung durch die Alliierten und seiner Internierung als Kriegsgefangener wurde er im Sommer 1946 Leiter einer für die Historische Abteilung der U.S. Army arbeitenden For-



schungsgruppe. Als Doyen der deutschen Kriegsgeschichtsschreibung des Zweiten Weltkriegs erlangte er in den fünfziger und sechziger Jahren weltweiten Ruf. Von überall her wurde er konsultiert.

1958 ersuchte der an ETH lehrende Oberst Ernest Lederrey Halder brieflich um Auskunft über deutsche Angriffspläne gegen die Schweiz. In seinem Antwortschreiben vom 13. Oktober beschrieb Halder den Aufmarsch der Wehrmacht zum zweiten Teil des Frankreichfeldzugs und die Aufstellung deutscher Truppen im Grenzgebiet der Schweiz. Er legte dar, dass die dafür in Frage kommenden deutschen Verbände viel zu schwach gewesen seien, um einen Angriff gegen die Schweiz durchführen zu können.

*Ich habe Ihnen, sehr geehrter Herr Oberst, diese Zusammenhänge noch einmal in aller Breite auseinandergesetzt, weil es endlich Zeit wird, mit dem Märchen, das deutsche Heer habe sich mit Angriffsabsichten gegen die Schweiz getragen, aufgeräumt werden sollte.*

Im Dezember 1958 erhielt Halder erneut Post von Oberst Hans-Rudolf Kurz über die «Die Planung der kriegsführenden Mächte gegen die Schweiz im 2. Weltkrieg». In seinem Antwortbrief gestand Halder, dass ihm «die Erinnerung an diese mit dem Decknamen <Tannenbaum> bezeichneten Überlegungen völlig entfallen war». Dies sei ein Beweis dafür, dass diese Studie, die keineswegs die Bezeichnung Operationsplan verdiene, «keinerlei praktische Bedeutung hatte».

*In der Zeit des Zusammenbruchs Frankreichs, in der die nicht mit der Operationsplanung des damals im Vordergrund stehenden Unternehmens «See-Löwe» ausgelasteten Gruppen der Operations-Abteilung im Oberkommando des Heeres [...] mit den verschiedenartigsten Studien beschäftigt wurden, scheint die auf die Schweiz bezogene Studie neben verschiedenen anderen Studien entstanden zu sein, die dem Bedürfnis der Operations-Abteilung entsprachen, den unberechenbaren, manchmal fantastischen Anfragen des OKW (Hitler) mit präzisen Begriffen über Zeit- und Kräftebedarf entgegenzutreten. Für uns waren solche Überlegungen «Schubladenstudien», denen wir keine aktuelle Bedeutung beimessen. Warum ich mich damals mit der Studie «Tannenbaum» persönlich beschäftigt habe, weiss ich nicht mehr. Ich vermute, dass ich es deshalb getan habe, weil die Operations-Abteilung den mit mir persönlich befreundeten Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C, den Feldmarschall Ritter von Leeb, mit der Sache bemüht hatte und mir dessen Gedankengänge zur Kenntnis brachte. Dann ist diese Studie, die höchstens vom operativen Standpunkt aus mein Interesse erregt haben kann, im Aktenschrank verschwunden und nie wieder herausgeholt worden.*

Kann man den Ausführungen des ehemaligen deutschen Generalstabschefs Glauben schenken? Objektive Geschichtsschreibung, wenn es sie denn überhaupt gibt, tut gut daran, spätere Darstellungen von Zeitzeugen kritisch zu beurteilen. Das Gedächtnis ist trügerisch. Personen, die selber entscheidend an Ereignissen beteiligt waren, neigen dazu, sich selber in ein gutes Licht zu rücken. Von Halder ist bekannt, dass er in der Nachkriegszeit beschönigend seine Widerstandstätigkeit gegen Hitler betonte und seine erwiesene Verwicklung in die im Russlandfeldzug begangenen Verbrechen der Wehrmacht leugnete. Auf seine Tätigkeit als Operationschef im Westfeldzug hingegen sollte der Generaloberst bis an sein Lebensende stolz bleiben. Er hatte auch keinen Grund, sich für seine Beteiligung an gedanklichen Vorbereitungen für eine Invasion der Schweiz zu rechtfertigen. Auf das, was er nach dem Krieg zur Schweiz sagte oder schrieb, darf man sich verlassen.



Der spätere Bundeswehrgeneral Adolf Heusinger, der als Generalstabsoffizier drei Jahre lang Halder unmittelbar unterstellt gewesen war, attestierte ihm ein «unwahrscheinliches Gedächtnis». Halder als Menschen charakterisiert er folgendermassen: «mit seinem klar zergliederten Verstand, seinem unermüdlichen Fleiss, seiner bayerischen Gründlichkeit und Zähigkeit, aber auch mit seiner lehrerhaften, fast etwas kleinlichen Art». Es gibt keinen Grund, an der von Heusinger am 29. August 1960 niedergeschriebenen Aussage zu zweifeln:

*An Eidesstatt erkläre ich, dass während meiner Amtsführung als Chef des Generalstabs des deutschen Heeres 1939–42 von Seiten der deutschen Heeresführung zu keinem Zeitpunkt eine militärische Aktion gegen die Schweiz geplant oder vorbereitet wurde. Dokumentation: Akten OKH und Heeresgruppe, Lagekar-*

*ten, persönliche Tagebücher führender Persönlichkeiten. Franz Halder, Generaloberst a. D.*

Am 28. 11. 1948 schrieb Generalleutnant a. D. Dr. phil. Hans Speidel, damals Lehrbeauftragter an der Universität Tübingen, dem nach Bern zurückgekehrten Schweizer Gesandten in Berlin, Hans Frölicher:

*In den Aufmarsch- und Operationsplänen von 1940 wurde mit dem Gedanken einer Neutralitätsverletzung der Schweiz überhaupt nie gespielt. Ich kann aus meiner damals schon über zehnjährigen Generalstabspraxis Ihnen sagen, dass ich kein einziges Plan- oder Kriegsspiel, das sich mit einer solchen Frage befasst hatte, mitgemacht habe. Ich wäre aber als Mitglied der Frankreich-Gruppe und späterer Leiter der Abteilung Fremde Heere West bestimmt zugezogen worden.*

### Konkrete Pläne?

Im Krieg hatte Speidel Hitlers «Trümmerbefehl» zur Zerstörung von Paris missachtet und wurde wegen seiner Verbindung zu den Verschwörern vom 20. Juli von der Gestapo verhaftet. 1957 wurde er als General der Bundeswehr Oberbefehlshaber der Nato-Landstreitkräfte in Mitteleuropa.

Als Halder 1961 von der *Deutschen Soldaten- und National-Zeitung* telefonisch interviewt wurde, bekräftigte er, dass es niemals auch «nur einen Funken einer praktischen Planung oder einer praktischen Vorbereitung» gegeben habe, und fügte hinzu:

*Ich darf Ihnen noch sagen, ich habe selbstverständlich dem OKW, den guten Freunden, die ich dort sitzen hatte, gesagt, sie möchten Hitler entsprechend bearbeiten, dass er die Finger von derartigen Dingen lässt. Und Hitler hat, das muss ich wahrheitsgemäss feststellen, mich nicht, niemals auf diese Sache angesprochen. Er hat mir nie einen Auftrag gegeben, die Sache militärisch vorzubereiten oder militärisch durchzudenken oder sonst was. Er hat mich niemals auf die Sache angesprochen.*

Auf die Rückfrage des Journalisten, ob er glaube, dass wirklich keine «konkreten Pläne, die Schweiz zu vereinnahmen», bestanden hätten, sagte Halder:

*Das glaube ich nicht nur. Ich war damals verantwortlicher Chef des deutschen Generalstabs, und das muss ich doch in Gottes Namen wissen.*

Die unter dem Stichwort «Operation Tannenbaum» zusammengefassten Studien oder Pläne zu einer Besetzung der Schweiz sind von Hitler wahrscheinlich überhaupt nie gesehen worden. Weil der Führer sich alle wichtigen militärischen Entscheide vorbehielt, heisst dies, dass ihnen keine Bedeutung zukam. Im Jahre 1940 war die Schweiz nie ernstlich von einem Einmarsch der Wehrmacht bedroht.

## «Halt die Klappe, Alte!»

Mary Beard schwingt sich zur Wortführerin des Feminismus auf. Seit Homer würden Frauen mundtot gemacht, postuliert die Althistorikerin im Manifest «Frauen und Macht». Tatsächlich? Kochten nicht schon die alten Griechinnen mittels Sexstreik ihre Männer weich? *Von Urs Gehriger*

Letzten Freitag war wieder Mary-Beard-Day. Bereits im Morgengrauen lächelte sie von den Titelblättern im Königreich. Tagsüber wurde im Radio über ihre neueste Show berichtet. Um 23.15 Uhr schliesslich war es so weit: Auf BBC Two moderierte Beard live erstmals «Front Row Late». Es ging um Generationenkonflikte in der modernen Kultur.

«Ich hoffe, das Publikum sagt nicht: «O nein, nicht schon wieder diese Beard!» Tat es nicht; Beard ist Kult. Die weltweit populärste Althistorikerin hat Millionen von TV-Zuschauern das antike Rom in ungehobelter Frische präsentiert. Im Dok-Film «Meet the Romans» erkundete sie auf dem Fahrrad die Ruinen der Ewigen Stadt, riss römische Witze und setzte sich breitbeinig auf antike Plumpsklos – und dies stets aus dem Blickwinkel der reifen Frau. Ihr Markenzeichen: schlohweisses Haar, vom Winde zerzaust, ausgebeulte Garderobe in schriller Farbkombination und ein Mundwerk, das sich gewaschen hat. «Ich will nicht gut ankommen, sondern Debatten auslösen.»

Das tut sie seit Jahren – und steckt dafür zünftig ein. «Halt die Klappe, Alte!», «Ich schneide dir die Zunge raus!», twittern irritierte Männer. Durchaus nicht alle anonym. «Das Haar ein Desaster, das Outfit eine Peinlichkeit», schrieb der Fernsehkritiker der *Sunday Times*, machte sich über ihre «toten Zähne» lustig und forderte ultimativ: «Haltet sie fern von allen Kameras.»

### Sie zielt mitten auf den Olymp

Mary Beard, 63, lässt nie etwas auf sich sitzen und nimmt es via Twitter mit jedem auf. Im Grunde sei ja nicht sie selbst das Ziel, sondern die Frauen im Allgemeinen. «Es geht nicht darum, was wir sagen, sondern dass wir überhaupt etwas sagen.»

Mary Beard hat darüber ein Manifest geschrieben. «Frauen und Macht» ist wie ihre Rom-Bücher ein Bestseller. Und Beard wäre nicht Beard, hätte sie die Spuren der Frauenfeindlichkeit nicht bis an den Ursprung der abendländischen Geschichte verfolgt. Bis zu Homers «Odyssee», wo Penelope, Ehefrau des Kriegshelden, im heimischen Palast seit Jahren die Stellung hält. Dort bittet die Strohwitwe den Barden, er solle doch ein fröhliches Lied anstimmen. Da fährt ihr der Teenager-Sohn Telemachos über den Mund: «Gehe ins Haus und besorge die eigenen Geschäfte, / Spindel und Webstuhl, [...] die Rede ist Sache der Männer.»



*Locker aus der Tiefe:* Antikenforscherin Mary Beard, 63.

Von da an, so Beard, wiederhole sich dasselbe Schema bis heute. Wenn sie nach einem TV-Auftritt «jede Menge Tweets» erhalte, «in denen die eigenen Genitalien mit allen möglichen unappetitlichen, verfaulten Gemüsen verglichen werden», sei dies die direkte Fortsetzung von «Penelopes Demütigung».

Die Kritik ist begeistert. «Ein kraftvolles Manifest» (*New York Times*). «Ein moderner feministischer Klassiker» (*The Observer*). «Mary Beard zeigt, wie Frauenfeindlichkeit funktioniert und warum sie sich so hartnäckig hält» (*Guardian*). Wortgewandt schreitet Beard durch die Geschichte, zitiert aus Dramen und Komödi-



en, Reden und Mythologie. Gerade weil sie so locker aus der Tiefe der antiken Dunkelkammer schöpft, vertraut man der schlagfertigen Cambridge-Professorin gerne blind.

Beard fackelt nicht lange. Sie zielt mitten auf den Olymp. Auf Athena, Göttin der Wissenschaft, des Kampfes und der Kunst. «Nach griechischer Vorstellung ist sie keine Frau», proklamiert die Althistorikerin. Nicht nur, dass sie wie ein Krieger gekleidet und erst noch Jungfrau sei – Athena sei «nicht einmal von einer Mutter geboren worden, sondern direkt dem Haupt ihres Vaters Zeus entsprungen».

Die Göttin der Weisheit, Stolz der Frauen: jeglicher Weiblichkeit beraubt! «Schrecklich», entsetzt sich die moderne Leserin. «Peinlich», denkt der genderbewusste Zeitgenosse.

Zur Besänftigung einzuwenden wäre: Auch Dionysos wurde «mutterlos» aus Zeus' Lende geboren. Ausserdem sind sämtliche Hauptgöttinnen des griechisch-römischen Kanons – Hera, Demeter, Hestia und Artemis – durchaus mit weiblichen Attributen ausgestattet, erweisen sich als gebärfreudig und haben alle eine leibliche Mutter, was Beard gänzlich ausblendet.

Zielstrebig webt Beard derweil weiter am Teppich der «Frauenfeindlichkeit» und zitiert als Nächsten Ovid in den Zeugenstand. Der römische Meisterdichter sei in seinen «Metamorphosen» immer wieder auf die Idee zurückgekommen, «Frauen im Zuge ihrer Verwandlung zum Schweigen zu bringen». Io werde zur Kuh verwandelt, so dass sie nur noch muhen könne. Die geschwätzigste Nymphe Echo werde der eigenen Stimme beraubt und könne nur noch wiederholen, was andere sagten.

### Fantastisches Duell mit Boris Johnson

Leise regt sich Widerspruch. Eine ganze Reihe männlicher Figuren ereilt bei Ovid dasselbe Schicksal, möchte man einwenden. Aisakos, Sohn des trojanischen Königs Priamos, wird in einen Tauchvogel verwandelt. Keyx in einen Eisvogel. Hippomenes wegen ungezügelter Lüsterheit in einen Löwen. Deren Schicksal bleibt in Beards Manifest unerwähnt.

«Liebe Professorin Beard», schreiben wir nach Cambridge und bitten um ein Interview. «Die Schweiz liest Mary Beard. Wir möchten mehr von Ihnen hören.» Beard antwortet flugs. «Wie nett von Ihnen, das zu sagen.» Sie konsultiere ihren Kalender.

Unterdessen suchen wir Rat bei Beards Kollegin, der amerikanischen Althilologin Sarah B. Pomeroy. «Römische Frauen waren eng eingebunden in ihre Kultur und in der Lage, ihre Gesellschaft zu beeinflussen», schreibt Pomeroy im Standardwerk «Goddesses, Whores, Wives, and Slaves», mit dem sie 1975 als Erste Gender Studies in die Altertumforschung einbrachte. Es gebe sogar Belege, so Pomeroy, dass die Gleichberechtigung bis ins

Amphitheater gereicht habe, wo Frauen mitunter als Gladiatorinnen angetreten seien.

Ist Althilologin Pomeroy gendertechisch vielleicht nicht auf neustem Stand? Das Dementi erfolgt von höchster Instanz – von Mary Beard selbst. Im Duell gegen Boris Johnson «Greece versus Rome», einem Wettstreit zur Frage nach dem grössten Kulturerbe des Abendlandes, warf sie vor paar Jahren für Rom folgendes Argument in die Runde: «Was aus der römischen Literatur erhalten blieb, sind ein Fächer an griechischen und lateinischen Frauenstimmen, nicht bloss leidende Heldinnen, lächerliche Parodien liebestrunkenener

### «Frauen, die ein öffentliches Rederecht beanspruchen, gelten als verrückte Mannsweiber.»

Weiber» und kulturell hochstehende Reflexionen und Gedankensammlungen.

Mary Beards Duell mit Boris Johnson ist fantastisch anzuschauen (auf Youtube jederzeit abrufbar) und in Bezug auf Beards Argumentationstechnik aufschlussreich. Mit Witz und Raffinesse zieht sie das Publikum auf ihre Seite. Sie tut es in der Tradition von Starredner Cicero: Indem sie selektiv ins Feld führt, was ihr Argument stützt, und ausblendet, was nicht in ihr Konzept passt.

Im Duell mit Johnson galt Beards Kampf Rom. Jetzt, im Manifest «Women and Power», gilt es der «verstummtten Frau». Entsprechend spitzt sie zu. «Frauen, die ein öffentliches Rederecht beanspruchen, gelten als verrückte Mannsweiber», so Beard kategorisch. Sie erwähnt dafür ein «offenkundiges Beispiel»: Elizabeth I. 1588 und ihre kriegerische Ansprache an die Truppen angesichts der spanischen Armada.

Doch was ist mit Héloïse, der blutjungen Studentin, mit ihren Liebesbriefen an den Gelehrten Abélard («das berühmteste Liebespaar seit Romeo und Julia», Umberto Eco), welche die Öffentlichkeit und Kulturgeschichte nachhaltig geprägt haben? Sie bleibt von Beard unerwähnt. Und Marguerite de Navarre, die Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, die mit ihrem Werk «L'Heptaméron» Zeitgenossen und Nachwelt inspirierte? Ist bei Beard nirgendwo zu finden. Und wo bleibt Isabella d'Este, eine der einflussreichsten Frauen der italienischen Renaissance? Zeitgenossen nannten sie «La prima donna del mondo». Beard erwähnt sie mit keinem Wort.

Aber schweifen wir nicht ab. Bleiben wir in Beards Homepage, der Antike. Gab es da nicht die feiste Lysistrata, Heldin der gleichnamigen Komödie von Aristophanes, welche die Frauen Athens aufstachelte, mittels Sexstreiks ihre Männer zu zwingen, den Krieg mit Sparta zu beenden? War das nicht Proto-Frauenpower pur? Beard winkt ab. «Nicht nur» hätten

Publikum und Schauspieler ausschliesslich aus Männern bestanden, schreibt sie im Manifest. Zum Schluss bestehe das Friedensabkommen darin, dass eine nackte Frau auf «peinlich pornografische Weise metaphorisch zwischen den Männern von Athen und Sparta aufgeteilt» werde.

Haben sich die Fronten heute nicht ein bisschen aufgeweicht? Beard bleibt eisern: «Wir haben kein Modell für das Erscheinungsbild einer mächtigen Frau, ausser dass sie ziemlich männlich aussieht.» Sie führt als Beleg die «standardmässigen Hosenanzüge» ins Feld, «die so viele führende westliche Politikerinnen von Angela Merkel bis Hillary Clinton tragen». Sie seien gewiss bequem und praktisch und mögen die Weigerung signalisieren, zur Modepuppe zu werden. «Sie sind jedoch auch eine simple Taktik, um das Weibliche männlicher wirken zu lassen und besser der Rolle der Macht anzupassen.»

Und was ist mit Powerfrauen der Moderne, von Indira Gandhi über Benazir Bhutto und Shirin Ebadi bis zur Friedensnobelpreisträgerin Malala Yousafzai? Sind sie auf Beards Planet der Frauenverachtung bloss «verrückte Mannsweiber» in Sari und Kopftuch?

Nachfrage in Cambridge: «Wie steht es mit unserem Streitgespräch?» Sehr gerne, antwortet die umworbene Professorin, aber «im Moment bin ich noch komplett eingeschneit».

Fortsetzung folgt. Demnächst auf diesen Seiten.



Mary Beard: Frauen und Macht. Ein Manifest. S. Fischer. 112 S., Fr. 17.90

Front Row Late: BBC Two, jeweils am Freitag um 23.15 Uhr

VALUES WORTH SHARING

«Werden Sie Teil einer Bank, für die nicht nur Geld zählt.»

Elena Sager, LGT Mitarbeiterin seit 2006



Private Banking

lgt.ch/values



Weit über die Normalsterblichkeit hinaus: Prekariatsüberwinder Eminem.

Stars

## Er ist sein grösstes ungelöstes Problem

Eminem attackiert die Waffenlobby und macht M&M's-Witze.

Was ist aus dem erfolgreichsten Musiker der Jahrtausendwende geworden?

Von Claudia Schumacher

Er hat es erneut getan: Den Irren markiert, ein paar Leute umgebracht, Frauen gequält – Ivanka Trump liegt in seinem Kofferraum. Auf dem gerade erschienenen Video zu «Framed», einer Single-Auskopplung des aktuellen Albums «Revival», gibt Eminem wieder den Stephen King des Rap, als der er gross wurde, und das eigentliche Problem dabei umreisst seine Plattenfirma Universal ironischerweise im Werbetext. «Framed» bietet alles auf, was Eminem-Fans der ersten Stunde bereits an ihm geliebt hätten: «Rohe Energie, Wahn und

ein Sound, der da anschliesst, wo Eminem mit der «Slim Shady LP» angefangen und mit der «Marshall Mathers LP» zwischenzeitlich aufgehört hat – ein wahrhaftes «Revival.»

Ein 45-jähriger Musiker, der sich am besten über sein frühes Werk verkauft: Eminem hat sich selbst überlebt, ist zu Lebzeiten zum eigenen Nachlassverwalter geworden. Wie schlimm das sein muss, kann man immer wieder in seinen Augen sehen. In den nuller Jahren war Eminem der Meister des Schauerlichen, wie ein Höllenhund gehorchte ihm der Horror

bei Fuss. Eminem wurde zum meistverkauften Musiker des Jahrzehnts, zum Oscar-Preisträger («Lose yourself») und zum «King of Hip-Hop» (*Rolling Stone*). Heute scheint ihm der Horror in die eigenen Glieder gekrochen zu sein. In Interviews schaut Eminem mit angstgeweiteten Augen in die Kamera. Selbst wenn er lacht, lachen diese Augen nicht mehr mit.

**Klingt ehrlich, tut weh**

Wer glaubt noch an ihn? Er zumindest versucht es tapfer und irgendwie sogar beschei-



den, macht weiterhin Musik, lanciert als Produzent im selbstgegründeten Label Shady Records, das zur Universal Music Group gehört, die Karrieren anderer Rapper. Und trotzdem wirkt es am Ende des Tages so, als fehle vor allem Eminem der Glaube an Eminem.

«It's the curse of the standard / That the first of the Mathers discs set», rappt er in «Walk on Water» – dem berührendsten Lied von «Revival», Beyoncé singt den Refrain. Er selbst hat die Messlatte so hoch gesetzt, dass es für ihn nur noch untendurch geht. Untendurch auf einem Plateau weit über der Normalsterblichkeit natürlich – solange Frauen wie Beyoncé seine Refrains singen. Eminem rappt davon, dass er als Mensch wahrgenommen werden will. Dass er die Erwartungen des Publikums nicht enttäuschen möchte. Dass über ihn gelacht wird, dass man ihm damit sein Selbstbewusstsein nimmt. Es klingt ehrlich, es tut weh. Kein schlechter Song.

Trotzdem fällt es schwer, den Eminem von heute nicht komisch zu finden, hat man den Eminem von damals erlebt. Als Naturgewalt betrat ein 26-Jähriger im Jahr 1999 die Weltbühne, der bürgerliche Name Marshall Bruce Mathers III verriet bereits den verrückten *white trash*-Familienhintergrund, aus dem er viele seiner Geschichten generierte. «Hi, my name is», quäkte er unheilvoll ins Mikrofon. Diese erste Zeile machte den sagenhaften Anfang, wir waren in Fan-Haft, er hielt einem auch die Knarre an den Kopf: Friss oder stirb. Wir Teenager damals frassen praktisch alle. Mütter protestierten, in Amerika gingen sie sogar tatsächlich auf die Strasse gegen die angebliche Frauenfeindlichkeit, Homophobie und die Gewaltfantasien, Eminems künstlerische Kernkompetenzen. Slim Shady war geboren, eine der bekanntesten Kunstfiguren der Musikgeschichte. Dass Eminem nicht Slim Shady war, überstieg das Verständnis der Empörten. Dass ein Rapper als Konzeptkünstler antrat, war ja auch ungewöhnlich.

### Weisse Schokolade

Gewöhnlich war Eminem halt nicht. Schon mal die Hautfarbe: Ein Rapper, weisser als Weissbrot, wasserstoffblond. Erst gerade hat Eminem wieder einen Aprilscherz dazu gemacht: Auf Instagram postete er ein Foto von weissen M & M's. Dazu schrieb er: «Auf diese Zusammenarbeit habe ich mich schon lange gefreut. Em & M's! Weisse Schokolade – *in stores now!*»

Eminem, der als Schüler aus prekären Verhältnissen in Detroit an einer rassistisch aufgeladenen Schule von Schwarzen verhaun wurde, gewann als erster weisser Rapper überhaupt den Respekt der schwarzen Szene. Dr. Dre protegierte ihn; er produziert ihn bis heute. Eminem protegierte dann später 50 Cent. Wenn Kritiker das Werk Eminems höher werten als

Tupacs, mag das Ausdruck positiver Diskriminierung eines Weissen in einer Schwarzen-domäne sein. Den Respekt der Szene hat er dennoch nicht verloren. Eminem war nie *fake*, er hatte Dreck gefressen wie viele glaubwürdige Rapper. Aufgewachsen als Sohn einer paranoiden Alleinerziehenden, in deren Haus Kinder, die aus anderen Häusern davongelaufen waren, wie streunende Hunde ein und aus gingen. Ein solches Mädchen sollte Eminem im Rahmen einer katastrophalen On-off-Beziehung später zweimal ehelichen, sie bekamen eine Tochter, stritten um das Sorgerecht. Als der Karriere-Peak überlebt war, versumpfte Eminem zeitweilig in Drogen.

### Wie eine wütende Katze am Spiegel

Heute wirkt der wiederbelebte Eminem wie ein aus der Zeit gefallenes Reimemonster. Den bedingungslosen Willen zum Versreim, die stimmliche Wucht und den Hang zum künstlerischen Wut- und Hassausbruch hat er sich

### Friss oder stirb – wir Teenager damals frassen praktisch alle.

erhalten – die Wirkung ist heute jedoch eine andere als damals. Eminems politisches Engagement gegen Trump und die Waffenlobby National Rifle Association erscheint eher aufmerksamkeitsheischend als effektiv. Es war erfrischend, als in den verschlafenen nuller Jahren ein Problemkind die satte Mittelschicht erschreckte und Zerstörung versprach. Aber dann kam die Krise, die gesellschaftliche Spaltung, und der grösste Polterer sitzt heute im Weissen Haus – Eminems künstlerisches Instrumentarium greift nicht mehr, er rutscht ab wie eine wütende Katze am Spiegel. Der politische Protest eines besonnenen Rappers wie Kendrick Lamar, dreissig, funktioniert im Jahr 2018 besser.

Es heisst, Rapper hätten ein Verfallsdatum. Logisch ist das nicht. Auch der Rock 'n' Roll ist keine erwachsene Angelegenheit, teilt den jugendlichen Rebellionsgestus mit dem Rap, trotzdem gibt es die Rolling Stones bis heute, und Bob Dylan hatte als Literaturnobelpreisträger erst 2016 wieder ein Karrierehoch.

Was aber wird aus Eminem? Er ist und bleibt ein ungelöstes Problem – vielleicht ist er sich einfach zu treu geblieben. Dass das amerikanische Showgeschäft im Jahr 2018 immer noch keinen Umgang mit seinen lebenden Legenden gefunden hat, ist tragisch. Vielleicht findet er noch einen erwachsenen Sound, wie sein drei Jahre älterer Kollege Jay-Z?

Am 6. Juli kommt Eminem jedenfalls zum Open-Air Frauenfeld, 2010 war er zuletzt da. Schreibt die NZZ im Jahr 2018 nicht wie damals, er sei «ein schwitzendes Häufchen Elend», wäre das bereits ein Fortschritt.

## Fanpost

# Gemeinsam leiden

## Warum ich Eminem liebe. Und immer lieben werde.

Von Anton Beck

Als Eminem ein Weltstar wurde, war ich Agerademaal dreijährig. Mit seiner Musik kam ich erst in Kontakt, als er am Boden lag. Gerade deshalb wurde ich Fan.

«Recovery», also «Genesung», hiess das Album von 2010, in dem Eminem seinem Alter Ego Slim Shady den Kampf ansagte. Das Wasserstoffblond hatte er gegen nüchternes Braun getauscht, und blödelige Wortwitze wichen ernsten Themen wie Hochmut und Fall. Eminem konnte damit nicht an frühere Erfolge anknüpfen. Mich aber, vierzehnjährig, packte «Recovery» gerade in dem Alter, in dem ich mich gegen meine Eltern, Mitschüler oder Lehrer behaupten musste. Da war es eine Wohltat, dass da einer von Drogenentzug, Scheidung und Versagen erzählte. Dem ging es keinen Deut besser als mir.

### Ganz tief unten

Gut, ich bin nicht im finsternen Detroit aufgewachsen, sondern im ländlichen Liechtenstein. Und ich hatte weder einen Reha-Aufenthalt noch eine Scheidung, noch eine Weltkarriere hinter mir. Aber die Identifikation war echt, und wir litten gemeinsam, Eminem und ich.

Eminem kehrte dann zum Blond und dann wieder zum Braun zurück, er agierte als Talentscout und Produzent und festigte in der «Marshall Mathers LP 2» seine Wurzeln. Er entwickelt sich weiter und bleibt experimentierfreudig. Mal probiert er es mit Techno-Beats, dann mit Country-Gitarren. Ganz anders als jüngere Rapper wie Drake, Logic oder Wiz Khalifa, die sich auf gewohnten Beat-Territorien bewegen.

Dass Eminem nun trendgemäss gegen Trump hetzt, finde ich zwar nicht innovativ, aber das lasse ich durchgehen. Eminem hat den Hip-Hop melodisch geöffnet, ihn der Subkultur enthoben und wie kein anderer mit Sarkasmus versehen. Wahre Pioniere verschwinden nicht von heute auf morgen, und «Revival» ist kein Schrei nach Aufmerksamkeit, sondern das Experiment eines Künstlers, der vielleicht bessere Zeiten erlebt hat, seiner Kunst aber treu bleibt.

Sollen doch die Kritiker die Augen verdrehen. Wenn Eminem ganz tief unten liegt, haben all die Vierzehnjährigen endlich wieder jemanden, dem es noch viel mieser geht als ihnen.



## Die Bibel

# Wie Neugeborene

Von Peter Ruch

**A**bgelegt habt ihr nun alle Bosheit, Arglist, Heuchelei und Missgunst und alle üble Nachrede. Verlangt jetzt wie neugeborene Kinder nach der vernünftigen, unverfälschten Milch, damit ihr durch sie heranwachst zum Heil (1. Petrus 2, 1f.). Der Sonntag nach Ostern trägt den Namen «Quasimodogeniti». Das Wort stammt aus der lateinischen Fassung des obigen Textes und heisst «wie Neugeborene». Wie Neugeborene sollen Christusgläubige sein. Säuglinge sind wundervoll ausgestattet und völlig auf die Grundbedürfnisse des Lebens konzentriert. Ihre Augen bestaunen die Welt ohne Argwohn und Ehrgeiz. Daher rührt der Charme, der von ihnen ausgeht. Unser Blick dagegen ist im Laufe der Jahre getrübt worden. Wir haben einiges an Bosheit, Arglist, Heuchelei, Missgunst und übler Nachrede eingesteckt – und ausgeteilt. Wie Neugeborene aber sollen wir nach der vernünftigen, unverfälschten Milch begehren. Im griechischen Urtext steht «logikos», also die «logische» Milch. Das bedeutet «zweckmässig». Säuglinge trauen der Muttermilch, weil sie der Mutter trauen. Genau so sollen wir Gott zutrauen, dass er uns begleitet, nährt und erhält. Weit verbreitet ist die Auffassung, die Welt sei bloss das Rohmaterial, aus der eine Wirklichkeit erst zu schaffen sei. Tatsächlich hat der Mensch die Welt verändert, oftmals gedeihlich. Aber wir haben ihr auch Umwandlungen zugemutet, die nun auf uns zurückfallen. Entdeckt indessen die Welt und ihre wunderbare Ausrüstung! Ihr gewinnt dabei ein offenes und vertrauensseliges Wesen und merkt, dass ihr genug bekommt. Wer merkt, dass er genug hat, ist vergnügt.

In der alten Kirche wurden die Taufen stets am Sonntag Quasimodogeniti gefeiert. Katholische Kinder empfangen an diesem Tag ihre Erstkommunion. Als Erinnerung an die Taufe tragen sie helle Kleider. Drittklässler sind längst keine Neugeborenen mehr. Aber das weisse Kleid deutet darauf hin, dass im Christenleben etwas vom Säugling erhalten bleiben soll. Damit auch Erwachsene voller Gottvertrauen einhergehen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Auf dünnem Eis: General Schukow (Jason Isaacs, Mitte) in «The Death of Stalin».

## Kino

# Im Gehege des Diktators

Die britische Politfarce «The Death of Stalin» wurde in Russland verboten. Weil die Typen zu schräg sind.

Von Wolfram Knorr

**V**erflixt, wie konnte das nur passieren! Nach einem Mozart-Klavierkonzert von Radio Moskau meldet sich Josef Stalin, der verzückt mithörte und eine Aufzeichnung des Konzerts verlangt. Der Studioleniter starrt nach dem Telefonat seinen Technikchef an und ahnt das Malheur: Das Konzert wurde nicht aufgezeichnet! Panik macht sich breit. Was nun? Da greift der Studioleniter, angesichts drohender Verbannung, zu einer ungewöhnlichen Massnahme: Das Konzert muss halt wiederholt werden, und zwar ruck, zuck! Um den Saal wieder aufzufüllen, holt man die Nachtschwärmer von der Strasse, einen neuen Dirigenten aus dem Bett, und da capo! – das Gleiche noch mal, wenn auch etwas schneller. Der Bote Stalins ist unterwegs!

### Schlaganfall im Arbeitszimmer

Mit dieser irrsinnskomischen Exposition beginnt die britische Politgroteske «The Death of Stalin» des Schotten Armando Iannucci. Der Regisseur und Co-Autor ist durch Serien wie «The Thick of It» und vor allem die mehrfach preisgekrönte «Veep»-Satire ein Profi im Gehege politischer Macht-Krampfereien. Stalin hat Millionen von Menschen terrorisiert, verschwinden lassen, getötet. Mit einer Farce bewegt man sich da auf dünnem Eis, und Ian-

nucci versuchte eine Balance zwischen Ernst und Komik. Die aber ging nicht auf. Die Vorlage ist eine französische *Graphic Novel*, die sich mehr erlauben kann als ein Realfilm.

1953, allein in seinem Arbeitszimmer, bricht Stalin (Adrian McLoughlin) nach einem Schlag-

**Die Köpfe, die Iannucci versammelt hat, sorgen einzig für Heiterkeit.**

anfall zusammen und wird erst spät gefunden; ohne ausdrücklichen Befehl darf niemand seine Gemächer betreten, und das Wach- und Dienstpersonal hütet sich pingelig, dem zuwiderzuhandeln. Die Folgen können schrecklich sein. Selbst der Zentralkomitee-Haufen, der Stalin immer umkreist wie Trabanten einen Stern, drückt herum, bevor er ins Allerheiligste eindringt. Dort stellt sich gleich beim Anblick des reglosen Diktators das drängende Problem eines helfenden Arztes. Es gibt keinen mehr, Stalin hat die Mediziner entsorgen lassen. Wer bestätigt nun sachgerecht fürs Protokoll den Schlaganfall und später Stalins Tod?

«Je mehr man über diese Ereignisse herausfindet», so Iannucci, «und sie sind wahr, umso mehr erscheinen sie einem als Farce.» Und so



nimmt diese ihren Lauf: Erst übernimmt der rückgratlose Jasager Georgy Malenkow (Jeffrey Tambor) die Geschäfte, aber schon sägt Geheimdienstchef Lavrenti Beria (Simon Russell Beale) an dessen Stuhl. Das fällt Nikita Chruschtschow (Steve Buscemi) auf, und er will es verhindern, um sich dabei in Stellung zu bringen, mit der Hilfe des martialischen Weltkriegshelden General Schukow (Jason Isaacs).

So furios der Anfang auch ist, lassen im Lauf der Handlung die komischen Verstrickungen doch nach, und dann wirkt «The Death of Stalin» nur noch boulevardesk und geschwätzig. Was die Politgroteske dennoch kurzweilig macht, ist neben dem gelungenen Lokalkolorit (von den brüchigen Farben bis zu den unförmigen Outfits) die Besetzung. Die Köpfe, die Iannucci versammelt hat, sorgen einzig für Heiterkeit. Herausragend Steve Buscemi als Chruschtschow und Simon Russell Beale als kleiner runder, Zwickel tragender Beria. Vielleicht ist das der Grund, warum die Russen den Film verboten haben. ★★☆☆☆

## Weitere Premieren

**3 Tage in Quiberon** — Jahrelang wehrte sich Marie Bäumer aufgrund ihrer verblüffenden Ähnlichkeit mit Romy Schneider, die Ikone der 60er und 70er Jahre spielen zu wollen. Jetzt hat sie es doch getan – und das Ergebnis des Schwarzweissfilms von Emily Atef («Wunschkind») ist gespenstisch: Man meint, einem Dok-Film beizuwohnen und nicht einem Spielfilm. Anfang der 80er Jahre zog sich Romy, abgebrannt und mit Geldsorgen, in ein Sanatorium in der Bretagne zurück, um sich von Alkohol und Drogen zu entgiften. Der damalige Stern-Reporter Michael Jürgs (Robert Gwisdek) und der Fotograf Robert Lebeck (Charly Hübner) reisten für ein Interview zu ihr und erlebten eine «unglückliche Frau von 42 Jahren», die voller Selbstzweifel, Ängste und Träume war. Die Journalisten nutzten sie beide auf ihre Weise aus. Jürgs mit unverschämte indiskreten Fragen, Lebeck mit wilden, unautorisierten Foto-Shootings. Michael Jürgs machte später daraus sein respektables Romy-Schneider-Buch. Ein grandioses Porträt, eine Momentaufnahme aus dem Leben eines Stars in der Hölle seiner Einsamkeit. ★★☆☆☆



**Wilde Shootings:** «3 Tage in Quiberon».

**A Man of Integrity** — Reza hat mit Frau und Sohn Teheran den Rücken gekehrt und sich im Norden auf das Land zurückgezogen. Dort betreibt er eine Fischzucht, und die Gattin leitet eine Schule. Es geht ihnen also nicht schlecht, doch leider herrschen auch in der tiefsten Provinz Korruption, Gewalt und unbedingte Loyalität den örtlichen Unternehmern gegenüber. Mohammad Rasoulof («Manuscripts Don't Burn») gehört zu den kompromisslosesten Kritikern des Iran. Seine Filme sind schlackenlos, spannend erzählte Analysen eines durch und durch maroden Systems. Reza beginnt sich zu wehren und findet dabei Unterstützung. Das Ende ist bitterböser Sarkasmus. Ein sehenswerter Film. ★★☆☆☆



**Frostige Beziehung:** «The Etruscan Smile».

**The Etruscan Smile** — Arthur Cohns (Produzent) Verfilmung des spanischen Bestsellers «Das etruskische Lächeln» besticht durch die Besetzung der Rolle Rorys mit Brian Cox, der als robuster, kerniger, schottischer Naturbursche schwer an Krebs erkrankt ist und in San Francisco die (frostige) Beziehung zu seinem Sohn und dessen Familie wieder zum Leben erweckt. Das geschieht über das Enkelkind. Allzu schlicht und voraussehbar. ★★☆☆☆

## Knorrs Liste

1	<b>Hostiles</b> Regie: Scott Cooper	★★★★★
2	<b>The Shape of Water</b> Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
3	<b>Three Billboards Outside...</b> Regie: Martin McDonagh	★★★★★
4	<b>Jim Knopf und Lukas der...</b> Regie: Dennis Gansel	★★★★☆
5	<b>Peter Rabbit</b> Regie: Will Gluck	★★★★☆
6	<b>Molly's Game</b> Regie: Aaron Sorkin	★★★★☆
7	<b>Eldorado</b> Regie: Markus Imhoof	★★★★☆
8	<b>The Post</b> Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
9	<b>Ready Player One</b> Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
10	<b>Tomb Raider</b> Regie: Roar Uthaug	★★★☆☆

## Jazz

# Die Poesie des Films

Von Peter Rüedi

**N**orma Winstone, geboren 1941 in London, ist die Grande Dame des europäischen Jazzgesangs. Das ist in ihrem Fall nicht ein Euphemismus für den Umstand, dass da wegen historischer Verdienste stimmliche Defizite als Charakterstärken zu hören sind. Bei aller instrumentalen Brillanz in ihrem Frühwerk und der Finesse in der kammermusikalisch integrierten Musik des Trios Azimuth mit dem Pianisten John Taylor und dem Trompeter Kenny Wheeler (sie verstand dieses Trio immer als ein austariertes gleichseitiges Dreieck) war Winstone intimer Ausdruck immer wichtiger als vokale Artistik (um nicht zu sagen Kraftmeierei). Ihre Stimme strahlte, analog zu der ihres Trompetenpartners Wheeler, in den warmen mittleren Lagen – mit ein Grund, dass sie immun war gegen die Korrosionen des Alters.

Seit vielen Jahren nun sind ihre Partner der friaulische Pianist Glauco Venier und der deutsche Klarinetist und Saxofonist Klaus Gesing. Mit ihnen hat die junge alte Dame nun ein Album eingespielt, das im Untertitel mit feinem Bedacht «Songs for Films» heisst (und nicht etwa «Songs from Films»). Im Gegensatz zu vielen scheinbar ähnlichen Unternehmen bedient sie sich nicht einfach der eingängigsten film-musikalischen Ohrwürmer. Zum einen zieht ihre feine kleine Band (als Gäste stossen der Perkussionist Helge Andreas Norbakken und der Cellist Mario Brunello zur Stammbesetzung) die Musik von Michel Legrand, Nino Rota, Ennio Morricone, William Walton, Armando Trovaioli und anderen von der grossen Leinwand in feinsinnigen Arrangements ins durchsichtige Kleinformat. Zum andern feiert Winstone die Filme selbst, Werke von Godard, Wenders, Zeffirelli, Fellini, Laurence Olivier, Martin Scorsese, Michael Radford. Denn die Sängerin, und das macht sie zu einer ziemlich einmaligen Ausnahme, schreibt auch Texte, die mehr sind als «Lyrics», nämlich eigentliche Lyrik, die diesen Namen verdient. In ihnen gelingen ihr staunenswert dichte, stimmungsvolle Konzentrate der ganzen Filme, aus denen die Melodien stammen. Ein schönes Gesamtkunstwerk.



**Norma Winstone:** Descansado. Songs for Films. ECM 2567

# Bellen für den Sieg

Gegen den Willen der Vorgesetzten schmuggelten Soldaten Stubby im Ersten Weltkrieg an die Front. Der scheckige Welpen wurde zum Schutzengel der Truppe. Er überlebte Granateinschläge und Kugelhagel. Als alle Soldaten schliefen, erfolgte ein Gasangriff. Nur Stubby erkannte den Geruch. *Von Giles Milton*

Es war eine sehr ungewöhnliche Methode, um Soldat der amerikanischen Armee zu werden. Aber er war nun mal auch ein sehr ungewöhnlicher Rekrut. Stubby spazierte aufs Übungsgelände der 102nd Infantry Division in Connecticut und machte schwanzwedelnd deutlich, dass er im Ersten Weltkrieg Kriegsdienst leisten wollte. Dies war der Anfang einer langen und glanzvollen Hundemilitärkarriere.

Stubby war ein scheckiger Welpen mit einem Stummelschwanz. Da er kein Heim und offenbar auch keinen Besitzer hatte, wurde er vom Soldaten J. Robert Conroy adoptiert und machte seine Ausbildung bei der 102nd Infantry's 26th Yankee Division.

Stubby erwies sich als schnell lernfähig. Nach wenigen Wochen kannte er alle Hornsignale und jeden Drill und hatte sogar gelernt, Vorgesetzten zu salutieren, indem er seine rechte Vorderpfote auf die rechte Augenbraue legte.

Bald schiffte die Infantry Division nach Frankreich ein. Stubby hätte zurückbleiben sollen, aber Soldat Conroy schmuggelte ihn an Bord der SS «Minnesota». In einem Kohleneimer wurde Stubby versteckt gehalten, bis das Schiff auf hoher See war. Dann wurde er herausgeholt und den Seeleuten vorgestellt, die sich über sein Salutieren amüsierten.

Als das Schiff in Frankreich landete, schmuggelte Soldat Conroy den Hund an Land. Der befehlshabende Offizier beabsichtigte, den Hund zurück aufs Schiff schicken zu lassen, entschied sich jedoch um, nachdem Stubby ihm militärisch korrekt salutiert hatte.

In der ersten Februarwoche 1918 wurde die Yankee Division an die Front beim Chemin des Dames in der Nähe von Soissons geschickt. Stubby erhielt die Erlaubnis, als offizielles Maskottchen der Division mitzureisen. Nach mehr als einem Monat unter ständigem Beschuss gewöhnte er sich an den Lärm von Granaten.

Erstmals verletzt wurde er nicht von einem Geschoss, sondern von Giftgas. Er wurde so rasch wie möglich in ein Lazarett gebracht und als Notfall behandelt. Nach seiner Vergiftung nahm er schon geringste Spuren des Gases in der Luft wahr. Eines frühen Morgens erfolgte ein Gasangriff auf die Infantry Division. Da alle Soldaten schliefen, war ihr Leben



*Glanzvolle Militärkarriere: Stubby.*

in grosser Gefahr. Doch Stubby erkannte den Geruch, raste bellend durch die Schützengräben und biss die Soldaten, um sie zu wecken. Dadurch bewahrte er sie vor dem sicheren Tod.

Stubby war auch ausserordentlich begabt dafür, verwundete Soldaten aufzuspüren, die draussen im Niemandsland zwischen den Schützengräben der verfeindeten Armeen lagen. Er stellte sich jeweils neben den Verwundeten und bellte so laut und so lange, bis Sanitäter den Mann bergen konnten.

Einmal, als Stubby im Argonnerwald Dienst leistete, stiess er auf einen spionierenden deutschen Soldaten, der dabei war, die Schützengräben der Alliierten zu kartografieren. Stubby kapierte, was der Mann tat, und begann wie wild zu bellen.

Der deutsche Spion begriff, dass er aufgefliegen war, und wollte zu den eigenen Stellungen zurückrennen. Doch Stubby verfolgte ihn, biss ihn in die Waden und brachte ihn zu Fall. Er liess nicht locker, bis amerikanische Soldaten eintrafen und den Spion gefangen nahmen.

Stubbys Heldenmut angesichts höchster Gefahren erregte weitherum Aufsehen. Nach kurzer Zeit wurde Stubby vom Kommandanten der 102nd Infantry Stubby zum Sergeant befördert.

Einige Monate später wurde Sergeant Stubby bei einem Granatenangriff schwer verletzt: Splitter drangen in Brust und Bein. So schnell wie möglich wurde er in ein Feldlazarett gebracht, wo Notoperationen vorgenommen wurden. Für weitere Behandlungen wurde Stubby in ein Rotkreuzkranken-



haus verlegt. Nachdem er sich so weit erholt hatte, dass er in den verschiedenen Abteilungen herumspazieren konnte, stattete Stubby verwundeten Soldaten Besuche ab und stärkte auf diese Weise die Truppenmoral.

Als der Krieg vorbei war, hatte Stubby in siebzehn Schlachten und bei vier Grossoffensiven mitgekämpft. Zudem hatte er eine wesentliche Rolle bei der Befreiung von Château-Thierry gespielt. Die Frauen der Stadt waren dem tapferen Hund so dankbar, dass sie ihm aus sämisch gegerbtem Leder einen Mantel schneiderten, an dem er seine vielen Medaillen präsentieren konnte.

**Z**u Stubbys militärischen Auszeichnungen gehörten: drei Dienstaltersstreifen, die médaille commémorative de la bataille de Verdun, die New Haven World War I Veterans Medal, médaille commémorative de la guerre

## Er war mutig gewesen und hatte Glück gehabt, der meistdekorierte Hund des Ersten Weltkriegs.

1914–1918, die Château-Thierry Campaign Medal. Er wurde zum Mitglied auf Lebenszeit der Amerikanischen Legion, des Roten Kreuzes und des YMCA ernannt. Als ihm die Humane Education Society 1921 eine Goldmedaille verlieh, wurde sie von General John J. Pershing überreicht.

**N**ach dem Krieg wurde Stubby eine nationale Berühmtheit und nahm landauf, landab an Militärparaden teil. Er durfte sogar drei Präsidenten kennenlernen: Wilson, Harding und Coolidge. 1926 starb er friedlich in den Armen von Soldat Conroy.

Er war mutig gewesen und hatte Glück gehabt, dieser meistdekorierte Hund des Ersten Weltkriegs. Er war auch der einzige Hund, der für seine Leistungen als Kämpfer zum Sergeant befördert wurde.

Seine sterbliche Hülle wurde präpariert und in der Smithsonian Institution ausgestellt, zusammen mit der ausgestopften Brieftaube Cher Ami.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
«Wildes Kind»



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wie kann man Kindern Bescheidenheit lehren, wenn man selbst alles hat?

Georg H., Zürich

Ja, wer in Armut lebt und aufwächst, lernt, mit wenig zu leben und auf vieles zu verzichten. In Bezug auf Besitz, Annehmlichkeiten und Wünsche wird man bescheiden, ohne dass man den Willen zur Genügsamkeit haben muss. Man lernt auch, die eigenen Wünsche zurückzustellen, und erfährt, dass das Leben auch lebenswert ist, ohne dass alle Wünsche in Erfüllung gehen.

Anders liegen die Dinge, «wenn man sich alles leisten kann», wie Sie schreiben. Zur Bescheidenheit wird man unter diesen Umständen wohl kaum gezwungen. Doch Bescheidenheit als Tugend kann man lernen, und man kann die Kinder zur Tugend erziehen. Wichtig ist dabei, sich einzugestehen, dass es nicht nur unser eigenes Verdienst ist, wenn es einem gutgeht.

Was kann der Mensch schon dafür, dass er geboren worden ist? Dass er gesund

ist? Dass er von seinen Eltern aufgezogen worden ist? Dass er lebt? Das Allermeiste im Leben ist geschenkt.

Allein schon diese Einsicht kann einen zu einem bescheidenen Zeitgenossen machen. Und sie leuchtet auch den Kindern ein.

Dazu kann auch den Kindern aufgezeigt werden, dass Bescheidenheit immer etwas mit Rücksichtnahme gegenüber anderen Menschen zu tun hat. Anerkennung gegenüber Leuten, die weniger haben als man selbst, macht ebenfalls bescheiden. Wer Freude an der Schönheit und an der Erhabenheit der Erde auf die Kinder übertragen kann, überträgt Bescheidenheit.

Sich selbst in den Hintergrund zu stellen, kann man auch auf erzieherische Weise hinbekommen – vor allem in der Rolle als Vorbild. Vorleben ist eine wirksame Methode.

Manchmal kann auch der Humor weiterhelfen. Es geht ja auch darum, dass man die Tugend der Bescheidenheit nicht als das Alleinseligmachende anzustreben hat.

Wer davon nun genug hat, tröste sich mit folgendem Kalauer: «Bescheidenheit ist eine Zier, doch leider kommt sie nur bei mir herfür!»

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Gewinner der Woche

### Pharma-Achterbahn Santhera

Kleine Biotechnologiefirmen können an der Börse gewaltige Bewegungen erfahren. Das 2004 durch die Fusion zweier Firmen gegründete und in Liestal angesiedelte Unternehmen Santhera Pharmaceuticals hat vergangene Woche den erfolgreichen Abschluss einer klinischen Studie für ein neues Medikament gegen eine Muskelkrankheit gemeldet, und die Aktien gewannen sogleich etwa 14 Prozent an Wert (siehe Grafik).

#### Schwieriges 2017

Das Unternehmen hat allerdings schon andere Phasen durchlebt. Im zurückliegenden Jahr verlor es an der Börse etwa drei Viertel an Wert, weil es Rückschläge in der Pipeline gab. Im Jahr 2017 betrug der Umsatz

#### Aktienkurs von Santhera Pharmaceuticals

Vom 3. bis 10. April 2018, in Franken



QUELLE: SIX

mit dem Hauptprodukt Raxone 23 Millionen Franken, während Produktion, Forschung und Regulierungsaufwand so hoch waren, dass ein Verlust von rund 50 Millionen Franken entstand. *Beat Gygi*



Thiel

## Verkehrs-Tao

Von Andreas Thiel

**Moderator:** Die Schweiz steht kurz vor dem Verkehrskollaps. Da Politik und Behörden unfähig sind, das Problem zu lösen, fragt es sich, ob Religion und Kirche einen Ausweg bieten können. Was würde zum Beispiel Jesus zum heutigen Verkehrschaos sagen?

**Pfarrer:** Na ja, vermutlich würde er die Verkehrsteilnehmer mahnen: «Wenn dich einer links überholt, dann lass dich auch rechts überholen.»

**Moderator:** Das klingt schon mal vernünftig und würde sicher einiges zur Verflüssigung des Verkehrs beitragen. Aber angesichts des totalen Stillstandes, der zu Stosszeiten bereits auf den Strassen herrscht, ist an Überholen gar nicht mehr zu denken. Bietet das Alte Testament einen Ansatz, wie dieser Stillstand aufgehoben werden könnte?

**Rabbiner:** Aus alttestamentarischer Sicht müsste man wohl sagen: «Durch dieses Nadelöhr müssen sie durch, Auto um Auto, Lastwagen um Lastwagen.»

**Moderator:** Aber der Buddhismus kann uns bestimmt weiterhelfen.

**Lama:** Buddha würde sagen: «Der Stau ist nicht real. Die Autos stauen sich bloss in deinem Kopf.»

**Moderator:** Oje, und ich nehme an, dass wir auch im Koran keine Lösung finden werden.

**Imam:** Na ja, Mohammed hätte wohl gesagt, man müsse sich den Weg zum Ziel freisprennen.

**Moderator:** Ehrlich gesagt, erscheint mir Mohammeds Ansatz für einmal der realistischste. Hat man im Bundesamt für Verkehr schon einmal über achtspurige Nationalstrassen nachgedacht?

**Lama:** Doris Leuthard scheint eher einen chinesischen Weg einzuschlagen, indem sie Taoismus mit Kommunismus verbindet.

**Moderator:** Wie vereint Doris Leuthard Taoismus mit Kommunismus?

**Lama:** Indem sie die Probleme weglächelt.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Hohe Latte für Missen

Gala der Wanderbühne «Das Zelt»; Premiere von «Trittligass» im Miller's Studio. Von Hildegard Schwaninger

Jeden Frühling veranstaltet «Das Zelt» eine Gala, welche die beste Promotion für das grösste Tournée-Theater der Schweiz ist. Die Crème der Schweizer People-Journalisten ist mit Kameras und Mikrofonen vor Ort auf dem Kasernenareal in Zürich, auf der Promi-Liste stehen viele, die in der Schweizer Showszene Rang und Namen haben. Ein Anlass, der einen auf dem Laufenden hält, was es Neues gibt in der Schweiz in Sachen «Comedy, Concert und Circus». Die Wanderbühne «Das Zelt» tourt seit 2002 durch die Schweiz. Besitzer **Adrian Steiner**, Jurist und ehemaliger Rad-Artist, und seine Frau **Cathrine Steiner** tun mit «Das Zelt» viel für die Schweizer Kleinkunstszene und die Nachwuchsförderung. Das Ehepaar stand strahlend am Eingang und begrüßte seine Gäste.

**Christa Rigozzi**, die funkelnde Schönheit, moderiert die Gala jedes Jahr. Sie entzückt mit Ausstrahlung und ihrem Tessiner Akzent, trotzdem war das Hauptthema ihr Outfit: transparente Spitze, hauteng, kriecht von der Schweizer Designerin **Lisbeth Egli**, die bei der Show in der ersten Reihe sass. Rigozzi, Miss Schweiz 2006, legt die Latte hoch für andere «Miss Schweiz»-Titelträgerinnen. An der Gala sah man einige von ihnen: die diesjährige, **Jastina Doreen Riederer**, **Anita Buri** (1999), **Tanja Gutmann** (1997), **Linda Fäh** (2009) – und musste erkennen: Der beste Jahrgang war 2006. Wo schöne Frauen sind, ist auch **Hausi Leutenegger** nicht weit. Der Self-

made-Millionär und Golfspieler kam voll auf seine Kosten. Die Gästeliste reichte von **Matthias Ackeret** (der *Persönlich*-Verleger war mit seiner Lebensfreundin, der schönen Yoga-Lehrerin **Sandra Schunck**, da) bis zu Investor **Urs Wietlisbach** (Vizepräsident Partners Group). Man sah auch Nationalrätin **Natalie Rickli** mit ihrer Schwester **Ronja**, Swiss-RECOO (Chief Operating Officer) **Thomas Wellauer** sowie den frisch getrennten Stadtrat **Filippo Leutenegger** (mit neuer Partnerin, die aussieht wie seine Ex, fröhlich ist und Lehrerin; aber gemeinsam aufs Foto wollte man noch nicht).

Auf der Bühne Künstler, die 2018 mit «Das Zelt» auf Tournée gehen. Es begeisterten vor allem Bluessänger **Philipp Fankhauser**, Komiker **Massimo Rocchi** (umwerfend lustig), Schlangenfrau **Nina Burri**, Komödiantin **Barbara Hutzenlaub**.

«Das Zelt» hat ein exzellentes Gastronomieangebot; auch das wurde den Gästen der Gala vorgeführt. Die Bewirtung war grosszügig, fantasievoll und kulinarisch perfekt! Malbuner Speck und Schinken, Salate von Dean & David, Wein von Mövenpick, Heineken-Bier, Glace von Emmi, «Löwenküsse» von Swiss Gourmet Chocolates und Wernli-Kekse für den Nachhauseweg. Das Programm inklusive Nachtessen ist ideal für Firmenanlässe, Geburtstagspartys oder Abende in der Familie. Das teuerste Package (VIP Gold): ab 269 Franken pro Person.



Fast verliebt

## Rechthaberin

Von Claudia Schumacher

Ich find's schwierig, wenn ich auf Dinge reagieren muss, die nur in deinem Kopf sind», sagt Ben – obwohl er weiss: Reden oder schweigen, das ist egal. Sophie hat recht. Sie hat immer recht. Und wenn sie

nicht recht hat, streiten sie so lange, bis er mürbe ist. Dann bricht sein Kopf entzwei wie eine leere Kokosnuss, Sophies milchig-trübe «Wahrheit» sickert hinein. Ein Zustand totaler Erschöpfung, in dem er die Welt mit ihren Augen sieht. Es ergibt dann sogar Sinn, was sie sagt, irgendwie. Der andere Weg zum Frieden ist die Selbstverleugnung. Manchmal sagt Ben: «Es ist gut, du hast recht», dabei denkt er: «Schwachsinn! Lass mich einfach nur in Ruhe.» Gar nichts ist gut.

Über eine andere Frau würde er sagen: «Furie! Gefährliche Irre. Lass bloss die Finger weg von der, die macht dich krank. Immer streiten. In dieser totalen, hemmungslosen Unvernunft.» Aber Sophie ist doch Bens Schatz. Er würde so nicht von ihr reden. Als ihm ein Freund neulich schuldbewusst erzählte, ihm sei im Streit mit seiner Frau einmal die Hand ausgerutscht, dachte Ben, das könnte





Strahlend: Adrian und Cathrine Steiner.



Begeisterte: Nina Burri.



Hochemotional: Jenny (l.), Sachs.

Es gibt wenige Menschen, die so umtriebig und polyvalent sind wie **Christian Jott Jenny**. Er ist Sänger, Schauspieler, tritt als Alleinunterhalter auf, leitet eine Kreativwerkstatt, die sich «Amt für Ideen» nennt, und ist Gründer und Intendant des Festival da Jazz im Engadin. Irgendwann kam dem Vierzigjährigen die Idee, das Musical «Zürcher Ballade», eine zirka sechzig Jahre alte Show, zu reaktivieren; als «Trittligass» war sie letzten Sommer ein Hit (immer ausverkauft), jetzt stellt er sie nochmals auf die Bühne: Im Miller's Studio war Premiere. Die war gelungen – bis auf einen kleinen Misston: **Thomas Wollenberger** stand wutschnaubend am Eingang, er schäumte, weil er seinen Vater **Werner Wollenberger**, dem die besten Texte zu verdanken sind, nicht genug gewürdigt sah. Thomas Wollenberger besuchte dann aber doch die Vorstellung – und am Schluss war, sehr zur Erleichterung von Theaterleiterin **Barbara Ellenberger**, alles paletti.

Christian Jott Jenny selber steht auf der Bühne, als Vorstandsbürolist der Stadtverwaltung, er ist sehr komisch. Als Leo Wundergut, eine Alleinunterhalter-Figur, die er sich auf den Leib geschrieben hat, ist er gut gebucht. Bei den Salzburger Osterfestspielen sah man Christian Jott Jenny mit seinem neuen Spezi **Rolf Sachs** (man ist durch das Festival da Jazz in St. Moritz verbunden) in «Tosca». Für Jenny ein hochemotionales Erlebnis: Er selber hat vor dreissig Jahren, als er noch Sängerknabe war, in Salzburg den Hirtenjungen gesungen. Unter Herbert von Karajan. Und: Jennys Tochter heisst **Tosca**.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

unrettbar verloren, zwei Schiffbrüchige im Meer ihrer tosenden Emotionen. Sie ist dann nicht niedlich und nicht handhabbar. Sie hat dann nichts gemein mit den schönen Frauen im Film, die Teller werfen und am Ende in die Arme des Mannes fallen, Versöhnungskuss. Nein, er kann Sophie dann nicht küssen. Das sind die unerotischsten Momente überhaupt.

Aber irgendwann ist sie fertig. Und weint. Liegt im Bett wie ein kleines, krankes Mädchen. Sagt, sie kann nicht mehr: Es ist alles zu viel. Dann kauert sie sich zusammen, und Ben nimmt sie in den Arm, ist das grosse Löffelchen. Das Haus, das sie bauen, ist bald fertig. Sophie will dann schnell Kinder kriegen. Manchmal, wenn Ben das grosse Löffelchen ist, wird ihm bange. Was, wenn die Kinder nicht immer brav sind und Sophie reizen, was macht sie dann?



## Unten durch Vox populi

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du bist ein Drehbuchautor und hast eine Idee für einen Spielfilm, in dem ein Paar aus Zürich nach Mallorca fliegt, wo die beiden am Strand einen Kolumbianer kennenlernen, der sein Geld nicht, wie er behauptet, mit dem Verkauf von Blasebälgen für Luftmatratzen verdient, sondern mit Kokaïn. Du erzählst die Geschichte bei einem Abendessen deinen Freunden. «Der Kolumbianer», sagst du, «ist der ungeliebte Sohn eines Drogenbarons. Er will seinem Vater beweisen, dass er aus eigener Kraft ein eigenes Drogenkartell auf die Beine stellen kann. Und das Paar aus Zürich...» Deine Freunde unterbrechen dich: Sie möchten wissen, ob es ein schwules Paar ist. Du sagst, es sei ein heterosexuelles Paar, das müsse so sein, denn der Kolumbianer sei auch heterosexuell und werde später ein Verhältnis mit der Frau anfangen. Das finden deine Freunde nicht so gut. Sie fänden es besser, wenn das Paar schwul wäre und der Kolumbianer auch. Sie schlagen vor, dass es ein lesbisches Paar ist und der Kolumbianer die Tochter der ersten weiblichen Drogenbaronin Südamerikas. Du gibst zu bedenken, dass es für die Geschichte zentral ist, dass die Frau schwanger wird und es das Kind des Kolumbianers ist. «Aber es ist doch nicht plausibel, dass eine lesbische Frau schwanger wird!», sagen deine Freunde. Du sagst, sie sei ja auch keine Lesbe, sondern wie gesagt eine heterosexuelle Frau aus Zürich Schwamendingen.

Deine Freunde sagen, dass sie sich ganz bestimmt keinen Film anschauen werden, in dem eine Nicht-Lesbe von einem kriminellen Flüchtling ein Kind bekommt. Das nütze nur den Rechtspopulisten. Du sagst, der Kolumbianer sei kein Flüchtling, sondern ein skrupelloser Geschäftsmann, der in einem bisher unentdeckten Tal von Mallorca eine riesige Kokaplantage angelegt habe. «Das ist ja noch schlimmer!», sagen deine Freunde und schlagen dir einen Deal vor: «Wenn du schon unbedingt ein heterosexuelles Paar haben willst, dann mach wenigstens aus dem Kolumbianer einen Aargauer. Er ist der ungeliebte Sohn eines skrupellosen Vorstandsmitglieds der UBS. Und er will seinem Vater beweisen, dass er auf Mallorca aus eigener Kraft eine

>>> Fortsetzung auf Seite 70

Investmentbank aufbauen kann.» «Und am Abend stiehlt er Flüchtlingen die Sandalen?», fragst du. «Ja genau!», rufen deine Freunde. Sie finden, dass dein Drehbuch allmählich in die richtige Richtung läuft. Allerdings haben sie jetzt Einwände gegen Mallorca als Schauplatz. Ein geltungssüchtiger Aargauer Investmentbanker würde, so finden deine Freunde, doch wohl eher in New York eine Bank gründen. Oder noch besser in China! Diese Idee ruft unter deinen Freunden einhellige Begeisterung hervor. Sie schlagen dir vor, aus dem Aargauer einen chinesischen Geschäftsmann zu machen und aus dem Zürcher Paar zwei schwule Männer aus Uganda, die sich lieben und die beide todkrank sind und deren Traum es ist, auf dem Platz des Himmlischen Friedens gemeinsam zu sterben. Aber der chinesische Geschäftsmann zwingt die beiden dazu, einen Brandanschlag auf das Mao-Mausoleum zu verüben. Denn dadurch bekommt der chinesische Staatspräsident, der der Vater des Geschäftsmannes ist, einen Vorwand, um in Uganda rechtswidrig eine Quecksilbermine zu eröffnen, die das Grundwasser vergiftet.

«Diesen Film würden wir uns sofort ansehen!», sagen deine Freunde. Also schreibst du dein Drehbuch total um, schickst es dem ZDF und bekommst einen Anruf vom Programmleiter: «Sehr aktueller Stoff! Spannend und wahr!» Das ZDF will es verfilmen, unter der Bedingung, dass du noch eine Szene einbaust, in der der chinesische Geschäftsmann abends nach seiner Arbeit den Kindern von Wanderarbeitern aus der armen Provinz Xinjiang die Sandalen klaut. Also baust du die Szene ein, und danach wanderst du nach Ungarn aus und beginnst ein neues Leben als Produzent von Gänsestopfleber.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Garnacha Superstar

Von Peter Rüedi

**F**ernando Mora ist ein Besessener. Ursprünglich ein Ingenieur (u.a. im Bereich Windenergie), pflegte er lange seine Leidenschaft für den Wein als Amateur im Wortsinn: als Liebhaber. Dann wurde aus dem Dilettantismus ein Beruf. 2013 quittierte er seinen Job und gründete die Bodegas «Frontonio» sowie 2015 «Cuevas de Arom» in der relativ kleinen nordspanischen Appellation Campo de Borja. Nicht genug: Weil er es genau wissen und das neue Metier nicht aus dem hohlen Bauch heraus betreiben wollte, unterzog er sich auch der langwierigen und anspruchsvollen Ausbildung zum «Master of Wine». Das war bei der Wahl der relativ jungen, erst 1980 gegründeten aragonesischen Appellation mit der Spezialität Garnacha (französisch Grenache) mitentscheidend.

Mora wusste, dass hier, in einer lange auf Fassweine für den Verschnitt eingeschworenen Zone mit kontinentalem Klima, die Voraussetzungen für einen ambitionierten Winzer günstig waren, der es auf anspruchsvolle Weine abgesehen hat. Hier konnte er sozusagen (nur etwas überspitzt gesagt) einen Qualitätswein-

bau neu erfinden. Mit dem sortenreinen Garnacha 2015 ist ihm dies auf Anhieb glanzvoll gelungen, uns zwar schon mit der «Volksausgabe» «As Ladieras» (die Starversion «Os Cantals» ist zu mehr als dem doppelten Preis im Sortiment). Nicht dass die Appellation mit dem Namen der berühmten Adelsfamilie nicht auf eine lange Tradition zurückblicken könnte. Borja spricht sich spanisch wie «Borcha» aus, die ist in der Weltgeschichte besser bekannt (respektive berüchtigt) in der italienischen Version Borgia, die den ruch- und skrupellosesten aller Renaissancepäpste stellte, Alexander VI. (auf dem Stuhl Petri von 1492 bis 1503).

Tempi passati. Strahlende Gegenwart ist Fernando Moras Garnacha: präzise in den Aromen (rote Waldbeeren, Kirschen, ein Touch Himbeeren und eine Spur Lakritz und Tabak), gut eingebundene Tannine am Gaumen, tolle Fülle, aber auch enorme Frische. Mithin abermals ein Beispiel dafür, dass die nackte Zahl der alkoholischen Volumprozent wenig aussagt: Die 14,5 Prozent machen den «As Ladieras» keineswegs zu einem unangenehm opulenten oder gar pampig plumpen Wein. Die Temperaturunterschiede in Campo de Borja haben ihre segensreiche aromatische Wirkung (weniger die zwischen heissen Sommern und klirrenden Wintern als die zwischen Tag und Nacht). Die Trauben werden unter Moras Aufsicht nie gekocht, und so zeigen seine Weine auch keine Spur von oxydativen Noten, zu denen die Garnacha gelegentlich neigt. Auch ist entscheidend, in welcher Höhenlage der insgesamt 7000 Hektaren umfassenden Appellation die Reben wachsen. Achtung: Die Anzahl der Flaschen beim Schweizer Importeur ist limitiert!

Fernando Moras Cuevas de Arom As Ladieras Campo de Borja DO 2015. Garnacha. 14,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 25.–. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)



## Salz & Pfeffer

# «Noma», Kopenhagen

Von David Schnapp

**M**anche sagen, es sei das beste Restaurant der Welt; ohne Zweifel aber ist es eines der einflussreichsten. Ohne den Dänen René Redzepi wären die weissen, gestärkten Tischtücher nicht so schnell aus vielen Gourmetlokalen verschwunden. Mit dem «Noma» in

Kopenhagen hat der mazedonische Einwanderer eine Weltmacht der Kulinarik geschaffen, eine ganze Generation von Köchen geprägt, die heute mit Bärten, Tattoos, in T-Shirts und Turnschuhen in den Küchen stehen und die hohe Kunst des guten Essens neu definieren.

Nach einem Umzug und einem aufwendigen Neubau im Quartier der selbstverwalteten Alternativstadt Christiania ist das «Noma 2.0» nun wieder offen. Einen Tisch zu kriegen, ist schwer, das Restaurant ist auf Monate hinaus ausgebucht. Ich hatte Glück und gute Beziehungen und sass an einem unangenehm kalten Märztag in dem heimeligen Speiseraum. In der offenen Holzküche hantierten zwanzig Köche mit Pinzetten an kleinen, ästhetischen Gerichten zum Thema Meer. Nachdem Redzepi die nordische Küche neu erfunden hat, geht er nun einen Schritt weiter. Während einer Saison serviert er ein monothematisches Menü: Meeresprodukte, Gemüse oder Wild. Gebeizter, lauwarmer Forel-

lenrogen mit Ei und Forellen-Dashi, Seegurke, Seeigel mit Walnüssen und Rosen, Königskrabben mit Kombu-Algen: Es ist eine Reise durch Schattierungen von Jodaromen, die mit blumigen oder süss-säuerlichen Gegenspielern kontrastiert werden oder mit Umami-Geschmäckern unterlegt sind.

Und es ist eine faszinierende Reise durch eine zumindest teilweise unbekanntere Produktwelt. Erst bei den Desserts bricht der harmonische Fluss etwas ab, weder das Planktonörtchen noch das Algeneis mögen das Feinschmeckerherz richtig zu erwärmen. Aber René Redzepi bleibt sich treu, und über sein neues «Noma» spricht – zu Recht – die ganze Welt, weil es die Art, wie man Essen zubereitet und betrachtet, immer wieder in Frage stellt und neu definiert.

Noma, Refshalevej 96, Copenhagen. Reservationen nur online und gegen Vorauszahlung. [www.noma.dk](http://www.noma.dk). Sonntags bis dienstags geschlossen





Auto

## Anfänger und Fortgeschrittene

Einfach, angenehm, übersichtlich: Der neue Kia Stonic ist ein Fahrzeug, das selbst Neulenker sofort mögen. *Von David Schnapp*

Vergangene Woche ging es hier um einen Kia für Fortgeschrittene, wenn man so will: den Stinger mit 370 PS und sieben Jahren Garantie zu einem vernünftigen Preis. Nicht, dass nicht jeder den Stinger fahren könnte, aber mancher Autofahrer ist auch mit weniger Leistung ganz zufrieden.

Zum Beispiel jemand, der das Lenken eines Motorfahrzeugs erst mühsam erlernen muss. Diese Woche bleibt es deshalb bei der südkoreanischen Marke Kia, gewechselt wird von der Kategorie «Fortgeschrittene» in jene der «Anfänger». Im Bekanntenkreis habe ich einen Fahrschüler, der vor allem Praxis benötigt. Und der Kia Stonic in Knallgelb mit schwarzlackiertem Dach, der gerade zu Testzwecken in der Garage stand, schien mir perfekt für ein paar Kilometer Neulenkerfahrt durch Stadt und über Land. Ausserdem wollte ich wissen: Wie findet ein Anfänger den Stonic?

### Südkoreanische Leichtigkeit

Das Kleinwagen-SUV von Kia ist lediglich 1,2 Tonnen schwer, deshalb reicht ihm auch ein Turbobenzinmotor mit drei Zylindern und 120 PS, um durchaus flott voranzukommen – und nebenbei auch bei der Versicherungsprämie günstig abzuschneiden. Beim Fahrschüler geht das naturgemäss zunächst etwas gemächlicher vonstatten, dafür hat er sich in kürzester Zeit an das Auto gewöhnt. Die um ein paar Zentimeter erhöhte Sitzposition im Vergleich zu einem normalen Kleinwagen können viel zusätzliche Übersicht bringen. Die knackige Handschaltung ist ebenso einfach zu bedienen wie das übersichtliche Cockpit, das aufgeräumt wirkt und mit seinen Ablagen und gut zugänglichem Anschluss fürs Handy zweckmässig ist.

Der Stonic wird nur über die Fronträder angetrieben, bringt seine Kraft aber sauber auf die Strasse, federt komfortabel, und die Lenkung bietet auch Anfängern genügend Direktheit und Straffheit, um den Weg zu finden. Schon

nach wenigen Kilometern ist mein Fahrschüler angetan von der südkoreanischen Leichtigkeit, mit der sich der Kia durch den Verkehr bewegen lässt. Bei Spurwechseln, die etwas mehr Routine und Übersicht brauchen, hilft der Tote-Winkel-Assistent, der optisch und akustisch vor allzu riskanten Manövern warnt. Für dreitausend Franken Aufpreis gibt es das «Road Pack», in dem weitere technische Helfer wie der Spurhalteassistent, ein Navigationssystem mit Android Auto und Apple Car Play, Parksensoren oder ein Notbremseassistent enthalten sind, womit man den Stonic zu einem übersichtlichen Preis sehr gut ausstatten kann. Und wie bei jedem Kia sind branchenweit einmalige sieben Jahre Garantie sowie sieben Jahre Navigations-Updates im Preis inbegriffen, was den Stonic zu einem sehr guten Angebot macht.

Neben der erfolgreichen, ohne besondere Vorkommnisse absolvierten Lernfahrt nutzte ich den Kia natürlich auch für die alltäglichen Besorgungen oder Personentransporte. Was für Anfänger gilt, gilt beim Stonic auch für erfahrenere Lenker: Dieses Auto macht es einem leicht – egal, wofür man es gerade braucht.

### Kia Stonic 1.0 T-GDI

Leistung: 120 PS/88,3 kW; Hubraum: 998 ccm  
 Beschleunigung 0–100 km/h: 10,3 sec  
 Höchstgeschwindigkeit: 185 km/h  
 Verbrauch 5,0 l/100 km (EU-Norm).  
 Preis: Fr. 20 400.–; Testwagen: Fr. 26 000.–

Lernen durch Erleben  
**TCS Training & Events**



## Benzin im Blut?

CHF  
40.– TCS  
Mitglieder-  
rabatt

**Gib mal richtig Gas. Auf der einzigen Rundstrecke der Schweiz.**

Nichts wie los auf die Rennstrecke. Lerne von unseren Profis. Die Motorrad Sportfahrtrainings auf der einzigen Rundstrecke der Schweiz im Zentrum Lignières lassen keine Fahrerwünsche offen.

**Kosten:**  
 TCS-Mitglieder: CHF 370.–  
 Nicht-Mitglieder: CHF 410.–  
 Verpflegung inklusive

**Informationen und Anmeldung:**  
 training-events.ch  
 info.training-events@tcs.ch  
 Tel. 058 827 15 00

# Gotteskriegerin

Jeanne d'Arc stirbt 1431 mit neunzehn Jahren auf dem Scheiterhaufen. Fast unmittelbar danach beginnt ihre zweite Karriere als populärste und umstrittenste Heldin des Mittelalters.

Inzwischen hat sie der französische Front national zur Symbolfigur seiner Partei gewählt. Von Dagmar Just

**E**in Sommertag 1425 oder 1426. Dante ist seit hundert Jahren tot, Kolumbus noch nicht geboren, Frankreich stöhnt unter den englischen Eroberern im Hundertjährigen Krieg, und die Kathedralen von Reims und Paris sehen gleichgültig zu – als im lothringischen Domrémy die Mittagsglocken läuten und ein dreizehnjähriges Bauernmädchen im Garten seines Vaters zum ersten Mal «eine Stimme Gottes» hört, «die kam, um mich zu leiten».

Anfangs ermahnt die Stimme den Teenager nur, «mich gut zu führen und oft in die Kirche zu gehen». Doch dann kommt sie fast jeden Tag, oft in Gestalt eines Heiligen, und erteilt der jungen Jeanne d'Arc immer präzisere und abenteuerlichere Aufträge: «Sie sagte mir, dass ich die Belagerung der Stadt Orléans [durch die Engländer] aufheben müsse [...] doch so, dass mein Vater nichts von meinem Aufbruch bemerke [...] Ausserdem befahl sie mir, zu Robert de Baudricourt in die Festung Vaucouleurs zu gehen, deren Stadtkommandant er war. Er würde mir Leute geben, die mit mir gingen. Ich antwortete, dass ich ein armes Mädchen sei, das nicht zu reiten und Krieg zu führen verstehe.» Doch die Stimme toppt ihre Anweisung noch durch den Befehl, den Dauphin danach zur Krönung nach Reims zu führen und «das Königreich Frankreich wiederherzustellen».

## Kampf um jeden Preis

Im Dezember 1428 beginnt der Countdown: Die Siebzehnjährige zieht zu Verwandten in die Nähe der Festung, überzeugt zuerst ihre Verwandten und dann den Stadtkommandanten von ihrem grossen Plan: «Kein Mensch auf der Welt kann das Königreich Frankreich wiedererlangen. Niemand als ich [...] Mein Herr will, dass ich so handle.»

Mitte Februar erreicht sie ihr erstes Etappenziel: Mit Pferd, Schwert, Männerkleidung und einer Eskorte von sechs Mann verlässt sie Vaucouleurs und kommt 500 Kilometer und elf Tagesritte später bei Karl VII. in Chinon an – obwohl sie ja angeblich gar nicht reiten kann. Problemlos besteht sie auch alle Prüfungen, so dass sie Ende April bereits hoch zu Ross, mit Ritterrüstung und Lilienbanner in Orléans einzieht. Acht Tage befeuert sie die königlichen Truppen vor Ort, dann ist die Stadt befreit.

Fünf Wochen später folgt die nächste siegreiche Schlacht, und dann führt Jeanne d'Arc Karl VII. nach Reims zur Krönung. Dieser adelt sie und ihre Familie dafür. Aber sie will keinen Titel, kein Schloss, sondern den Kampf um jeden

Preis, wie alle Gotteskrieger – während der König inzwischen auf Diplomatie setzt. So wendet sich das Blatt, und keine ihrer Stimmen warnt sie. In einer wilden Schlacht vor Paris gerät sie in Gefangenschaft. Die Engländer kaufen sie für 10 000 Francs ihren Verbündeten ab. Und für den folgenden Inquisitionsprozess brauchen sie sechzig hochkarätige Kleriker und zwanzig Verhöre, bevor es ihnen gelingt, das neunzehnjährige, analphabetische Bauernmädchen wegen «Grausamkeit, Götzendienst, Ketzerei» und neun anderer Delikte zum Tod zu verurteilen.

Am 30. Mai 1431 stirbt Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen. Doch wie Phönix aus der Asche entsteht ihre zweite Karriere als umstrittenste Heldin des Mittelalters. Keiner weiss, wie sie aussah, sprach oder dachte. Man kennt sie nur



Eine Art Wappentier: Le Pen (Front national).

aus den Prozessakten. Dort schildern die Zeitgenossen sie als kräftig, untersetzt, brünett, mit hübschen Brüsten, intelligent und schlagfertig. Sie soll gern gelacht, oft geweint, schöne Pferde und prächtige Kleidung geliebt haben und im Feld eine mutige, ungestüme Kriegerin gewesen sein. Als Analphabetin soll sie ihre Briefe diktiert und mit einem Haar gesiegelt haben. Und als sie vor den König trat, soll sie sich erstmals statt als Jeanne d'Arc oder Johanne D'Arc oder Darc oder Tark als Jeanne La Pucelle, die Jungfrau Johanna, bezeichnet haben.

Ein Name wie ein Schlachtruf: «Übergebt der Jungfrau, die von Gott, dem König des Himmels, hierher gesandt wurde, die Schlüssel aller guten Städte!», befiehlt sie den Engländern. «Tut ihr das nicht, so wisset, ich bin Feldherr [...] und lasse eure Leute töten, wo immer ich sie in Frankreich finde.»

Ob ihr der Instinkt oder die Stimmen zu diesem *nom de guerre* rieten, ist unbekannt. Sicher ist dagegen, dass es ein kluger Schachzug war, da Jungfrauen damals einen Sonderstatus als drittes Geschlecht, das gegen den Teufel gefeit war,

besessen – und weil ein Mädchen vor dem ersten Sex die Fantasie der Soldaten offenbar ähnlich beflügelt hat wie die der nachgeborenen Künstler, Theologen und Militärs. Jedenfalls legt das der fast ausschliesslich von Männern geschaffene, riesige Jeanne-d'Arc-Kosmos mit Gemälden, Plastiken und Miniaturen, Opern, Liedern, Filmen und Balladen, Melodramen und Pantomimen nahe.

## Eine für alles

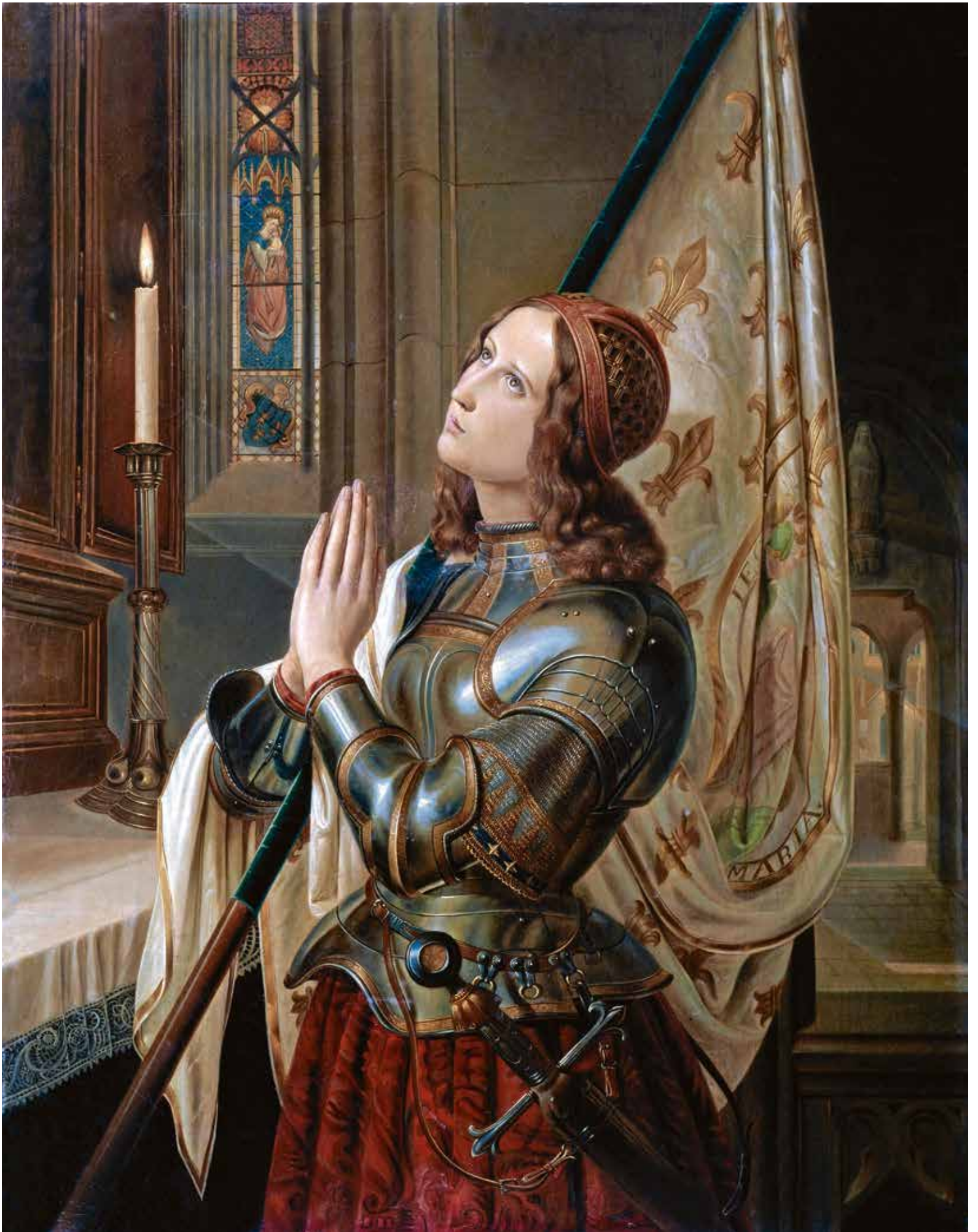
Ein Schlachtfeld der Widersprüche: Da steht die zarte Schafhirtin neben der heroischen Walküre, die langmännige Bronzereiterin neben der in einer Lichtwolke knienden Märtyrerin. Shakespeare hat aus ihr eine Hure gemacht, Schiller eine heilige Kriegerin, für Voltaire war sie geisteskrank, für Anatole France eine arme Betrogene und für G. B. Shaw die erste Protestantin. Beliebt ist auch die Theorie, dass sie gar kein Bauernmädchen war, sondern eine uneheliche Prinzessin und Halbschwester Karls VII.

Andere meinen, dass Karl VII. der Bastard war und sie ihn durch die Krönung legitimieren half. Manche feiern sie als Patriotin, die für ihre Überzeugung ins Feuer ging. Andere behaupten, dass sie zwar verurteilt, aber niemals verbrannt, sondern kurz vorher gegen eine andere der Hexerei beschuldigte Frau ausgetauscht wurde. Und Dritte bemängeln, dass durch ihr Eingreifen im Hundertjährigen Krieg die Chance auf ein Grossreich verspielt wurde, das aus England, den Niederlanden und Nordfrankreich bestanden hätte. Dazu kamen all die falschen Jeanne d'Arcs. Anscheinend pickt sich jeder die Jeanne d'Arc aus der Legende heraus, die er gerade braucht.

Für den französischen Front National von heute firmiert sie als eine Art Wappentier. Nicht nur, dass die vierfache Mutter und Präsidentin der Partei, Marine Le Pen, sich gern als «moderne Jeanne d'Arc» feiern lässt. Bei der Präsidentschaftswahl 2014 benutzte die Partei den stilisierten, behelmten Kopf der Jungfrau als Hintergrund für ein Wahlplakat mit dem Slogan «Nein zu Brüssel, ja zu Frankreich». Und bei einem *déjeuner patriotique* gab man die offizielle Losung aus: «Jeanne d'Arc, c'est la France, la France, c'est Jeanne d'Arc.» Was für eine traurige Vorstellung: Frankreich als Analphabetin, ohne Sex, gepanzert und auf Kriegskurs.

Lesen Sie nächste Woche:  
Maria Montessori





*Schlachtfeld der Widersprüche: Jeanne d'Arc.*

Weltwoche Nr. 15.18  
Bild: «Jeanne d'Arc» von N.M.Dyudin, 1848 (AKG Images)



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Gast am Tisch die Kinder der Gastgeber zurechtweisen, wenn deren Geschrei jegliche Unterhaltung verunmöglicht?

*Martin Baumgartner, Reinach BL*

Nein! Selbst wenn die Kleinen lautstark jeden einzelnen Freund von Spongebob aufzählen, bleiben Sie ungerührt. Sie hören ja auch höflich zu, wenn der Gastgeber einen Monolog über Wein hält. Wird es Ihnen dennoch zu bunt, wenden Sie sich an Ihre Kinder und sagen streng: «Lasst uns Erwachsene bitte in Ruhe reden.» Die Mutter der Schreihäse wird sofort nachdoppeln. Eltern sind Streber. Sind Sie selbst kinderlos: Blick auf den Teller, ruhig atmen, weiterkauen und sich darüber freuen, dass Sie nicht kochen mussten.

*Daniela Niederberger*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«So mancher hinterlistige Täter wurde später mit Ruhm und Ehre belohnt.» *Gernot Gwehenberger*

### Der Swissair-Effekt

Nr. 14 – «Die Migros geht baden»; Beat Gygi und Christoph Mörgeli zur Migros-Krise

Dutti schrieb in seinen Thesen: «Der Fantast ist der grössere Realist.» Die heutigen Manager verstehen das nicht. *Andreas Schmied, Fräschels*

Jahrelang waren wir stolz auf die Swissair – bis die Katastrophe eintraf. Überheblichkeit und Selbstüberschätzung hielten Einzug, genau wie bei der Migros. Die Fehler begannen sich zu häufen: Österreich wurde abgetan, niemand war verantwortlich. Mit faulen Sprüchen und Galgenhumor wurde gute Stimmung verbreitet. Die unrentable Ex Libris wurde jahrzehntelang mitgeschleppt. Munter wurde eingekauft: Charles Vögele, Schild... Aldi und Lidl werden nicht ernst genommen. Wann rollen die Köpfe? *Mario Vogler, Zürich*

### Sorgfaltspflicht

Nr. 14 – «Personenkontrolle»:

Florian Schwab über Kathy Riklin

*Unguided missile? Wer ist da im Offside? Bevor ein Journalist bei der Konkurrenz abschreibt (und erst noch der 1.-April-Ausgabe), gehört es zur journalistischen Sorgfaltspflicht, an der Quelle nachzufragen. Dies gilt offensichtlich nicht für *Weltwoche*-Redaktor Florian Schwab (fsc). Hätte er dies korrekt getan, wie dies andere Medien (SDA, SRF etc.) jeweils tun, dann hätte er erfahren, dass ich einzig gegenüber einem Journalisten die Nullmeldung machte, dass ich 2019 nicht wieder kandidiere. Alles andere wurde dazugedichtet. Aber eines ist sicher: Die Wahlchancen meiner CVP-Kolleginnen und -Kollegen, auch von Philipp Kutter, könnten sich erhöhen, wenn die *Weltwoche* weniger negativ über die CVP-Exponenten schreiben würde.*

*Kathy Riklin, Nationalrätin CVP, Zürich*

### Wie lange noch?

Nr. 13 – «Sonderbare Methoden des Sozialamtes»; Philipp Gut über betroffene Mieter

Schon wieder hören wir negative Zeilen über das Sozialamt. Wann werden all diese Arbeitnehmer endlich mal ausgewechselt, und wann wird vor allem deren Arbeit geprüft und durchleuchtet? Wo leben wir eigentlich? Wann gehen die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt Zürich auf die Strasse, weil sie sich nicht alles gefallen lassen? Und warum sollte der Steuerzahler für die unmöglichen und arroganten Methoden bezahlen? *Aline Zehnder, Zürich*

### Gute Erfahrungen

Nr. 12 – «Davonrennen, nachhumpeln»; Daniela Niederberger über integrative Schule

Das Beispiel des anonym zitierten Lehrers aus dem Mittelland hinkt: Um einem Kind die Turnschuhe an- und auszuziehen, braucht es keine ausgebildete Ergotherapeutin. Der Lehrer kann auch mit einer Klassenassistentin entlastet werden. Pro Infirmis setzt sich grundsätzlich für die integrative Schulung ein. Sie masst sich aber nicht an, zu wissen, welche Schulung im individuellen Fall angezeigt ist, und respektiert, wenn Betroffene die Sonderschule vorziehen. Es gibt – anders als der Artikel suggeriert – keinen grundsätzlich besseren oder schlechteren schulischen Weg. Die Erfahrungen von integrativ geschulten Kindern sprechen aber dafür, dass Integration zu einer verbesserten Teilhabe an der Gesellschaft beitragen kann. *Annette Wilson, Beratungsstellenleiterin Pro Infirmis Zürich*

### Chilbibetrieb

Nr. 13 – «Juwel der Demokratie»;

René Zeller über die Glarner Landsgemeinde

Für mich als Glarner ist die Landsgemeinde eine Folkloreveranstaltung mit anschliessendem Chilbibetrieb, an dem einige Leute viele Einnahmen erzielen. Seit den Zufallsentscheiden (Zwangsfusion und Stimmrecht ab sechzehn Jahren) gehe ich nicht mehr an die Landsgemeinde, und das nicht als Einziger. Um das Prinzip der Glarner Landsgemeinde zu verstehen, muss man sich näher damit befassen. Es hat seine Tücken, die von der Regierung geschickt benutzt werden. *Walter Zweifel, Luchsingen*

### Korrigenda

Im Artikel «Von Deutschland Demokratie lernen» (*Weltwoche* Nr. 13/18) ist eine Angabe bezüglich des schweizerischen Bundesgerichts fehlerhaft. Es war die II. öffentlich-rechtliche und nicht, wie fälschlicherweise geschrieben, die II. zivilrechtliche Abteilung, die 2012 die Ansicht vertrat, dass die Europäische Menschenrechtskonvention der Bundesverfassung vorgehe. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschrift. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)



1		2	3		4	5		6	7	8		9
					10		11					
12	13		14					15				16
17					18							
	19											
					20			21	22			
23		24		25				26				
27					28				29	30		
31			32		33			34				
		35			36				37			
38									39			
		40						41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Nicht Lärm und Kunst sondern Wort und Klang

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 So ein Kohl! Doch wirklich eine tolle Knolle. 6 Dort wollte man mit einem Turmbau Gott näher kommen. 10 Ob Geschirr, Kosmetik oder Pralinen, sie bietet sich für so manches an. 12 So eine Art Kind eines richtigen Schweizer Schrankes. 15 Wie fröhlich einst, der Ton des Postillon. 17 Der spezielle Zauber, wie ihn Römer einst mehrfach kannten. 18 Sagenhaft, schrecklich, grausig, man möchte ihm nicht begegnen. 19 Auf dem Meer macht man auf sie mit ebensolchen Signalen aufmerksam. 20 Sie reicht von der Auslese bis zur Kürung. 23 Südwestafrika, einer jener Staaten, die einst Pfefferküste hiessen. 26 Diese Angehörigen der (Schweizer) Armee sind, man muss es sagen, ziemlich beschränkt. 27 Um nicht zu sagen, sagen da Portugiesen. 28 Es gibt die Parlamentarische, Konstitutionelle und, selten, die Absolute. 31 Gekennzeichnet von einer gewissen Härte, ja auch Verslossenheit. 34 Genau genommen ist sie eine passende Variante zu Emil. 35 Deren heller Klang ertönt beim Anstossen. 37 Naturhistorisches Museum Bern und der legendäre vierbeinige Lebensretter. 38 Glasfluss – klingt nach Märchen, sieht teils so aus. 39 Tierisch, die wilde, bekannte, die immer mit ihrem Stock unterwegs ist. 40 Wenn's um Sand geht, ist er der König auf dem Platz. 41 Unfug, Blödsinn – manche finden es lustig.

**Senkrecht** — 1 Verdeutschter Strauch der süd-amerikanischen Anden. 2 Streitkräfte, schon das Wort klingt nicht nach grossem Frieden. 3 Dem Knecht Ruprecht sind sie immer recht. 4 Solch eine Beschaffenheit ist für schonende Tätigkeit Notwendigkeit. 5 Jene Karin, einst mit ihrer Pirouette auf dem Eis. 6 Aus jenem hebräischen Buchstaben wurde das griechische Beta. 7 Mögliche Massnahme nach Einvernahme. 8 Garrett, die US-Schauspieler:in: schön wär' sie, wenn sie ein Er wäre. 9 Gemeinsamkeit jenes Königs mit Amanda oder Chuck. 11 Aus einem Staat in Südwestafrika, da kommt sie her. 13 Dafür braucht es zumindest ein Pferd und ein schönes Gelände. 14 Man denkt bei ihr an einen Handwerker oder einen Schläfer. 16 Tätigkeit, die gut zu schadhaftem Gebäude passt. 21 Das niederländische Städtchen mit dem traditionellen Käse und Markt. 22 Zur Karibik gehörten natürlich auch sie. 23 Der Neider erkennt in ihm wohl eine Tugend. 24 Das Adverb zeigt klar, dass es da aufwärts geht. 25 Varianten sind etwa Ronnie, Ronny oder Ron. 29 Sippschaften, wirtschafteils international und nicht nur legal. 30 Ein Hüter, oft in luftiger Höhe. 32 Die Faust im Nacken (1954) – das geht auf jenen Kazan zurück. 33 Für eine klare Situation gehört die hintere Hälfte nach vorne. 36 Eine Sauce ohne es ist eine fade Chose.

©Fritz Müller - Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 562

	R		I	O	R	G	A	N		M				
P	E	L	E	R	I	N	E	F		A	B	E	I	
I	S	E	R	E	T	I	E	F	E	B	E	N	E	
S	T	U	R		S	A	N	T	A	C	L	A	U	S
A		T	A	L	A	R		H	E	H	E	T		F
M	E	T		R	I	G	O	R	O	S	U	M		
E	J	N	E		G	O	L	E		E	S	E	L	
L	E	N	K			B	O	N	A	R		N		
B	V	G		A	B	W	E	G		M		K	U	R
R	A	G	U	S	A		L	I	E	B	E	I	E	I
E		E		C	U	R	I	E		R	A	E	T	E
U	N	R	U	H	E		N		B	A	R	E	T	T

**Waagrecht** — 3 ORGAN 7 PELELINE 10 ABEL (Bale) 13 ISERE (Riese) 14 TIEFEBENE 17 STUR 18 SANTACLAUS (engl. f. Samichlaus) 19 TALAR 20 HEHET (stand in der ägyptischen Mythologie für die Unendlichkeit des Raums) 21 MET 22 RIGOROSUM 25 EINE 26 GOOLE (GooGle) 27 ESEL 28 LENK (-rad) 30 BONAR (Baron) 32 BVG (Berufliches Vorsorge-Gesetz) 33 ABWEG 35 KUR 37 RAGUSA 38 LIEBELEI 40 CURIE 41 RAETE 42 UNRUHE 43 BARETT

**Senkrecht** — 1 REST 2 IRE (Interregio-Express) 3 ONTARIO (Provinz, Toronto ist Hauptstadt) 4 REIN 5 AFFAEREN 6 MENU 7 PISA 8 LEUTENEGGER 9 ERRATEN 10 ABLESER 11 BEATUS 12 LESE (Esel) 15 ETHOLOGIE 16 ECHO 18 SARG (Gras) 21 MILVA 23 GOBELIN 24 MENUETT 29 KASCH 31 AMBRA 32 BREU 34 BAUE 35 KLEE 36 RIET (-berg) 39 EAR

**Lösungswort** — SINNESORGANE

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# ROLEX

## DIE YACHT-MASTER

Die markante maritime Armbanduhr verkörpert eine Segeltradition, die bis in die 1950er-Jahre zurückreicht. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER 40

# BUCHERER

1888

*bucherer.com*